This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

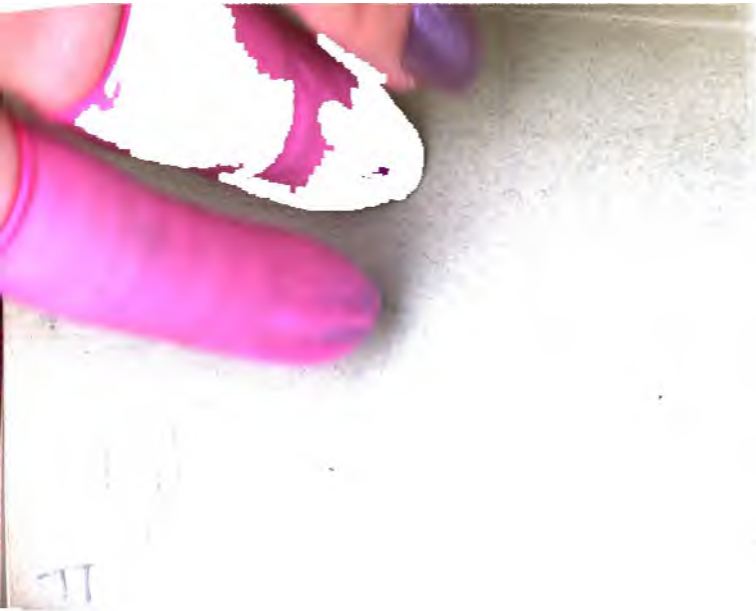
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



(Proehle)

FAW

# Aus dem Kaiserstaat.

# Aus dem Kaiserstaat.

## Schilderungen aus dem Volksleben

in

Ungarn, Böhmen, Mähren, Oberösterreich, Tyrol und Wien.

Von

**Heinrich Pröhle.**

ASTOR LIBRARY NEW-YORK

**Wien.**

Verlag von Carl Gerold.

**1849.**

# Aus dem Riesengrund.

## Schilderungen aus dem Volksleben

in

Ungarn, Böhmen, Mähren, Oberösterreich, Tirol

und Illyrien.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

# An eine Dame in Frankfurt a. M.

Sein von Ihnen, verehrteste Frau Professorin, schon seit einiger Zeit freundlich erwartetes Buch kommt zu Ihnen von der Donau an den Main. Dieselbe Richtung, denselben Weg hat oft die Sehnsucht des Verfassers aus Oestreich genommen, und gern rasteten seine Gedanken an den langen Winterabenden in Frankfurt am Herde des biederen Abgeordneten von Halle. Wenn dann Duncker aus der Paulskirche nach Hause kam, zumal an die Weihnachtszeit, wo man die Lösung der deutschen Kaiserfrage so nahe bevorstehend dachte, dann war es mir wohl, als müsse ich ihm die Taschen nach Scepter und Reichsapfel durchsuchen; die Professoren, so hatte ich oftmals hier spotten hören, tolgen diese Dinge zur Christbescherung für das deutsche Volk

in der Tasche. Trotz solchen Gespöttes aber gehen die deutschen Gedanken der Jugend in Oestreich immer wieder auf die Wanderschaft nach Frankfurt und Deutschland. Damit ist freilich die östreichische Frage nicht gelöst. Aber ich mag dieses Buch nicht in die Welt senden, ohne in demselben diese Richtung anzudeuten und den Hut nach Deutschland hinüberzuschwenken.

Bald werde ich selbst wieder da „draußen" sein, und ich mache heute noch einmal einen Gang durch die Straßen der Kaiserstadt. Welch heiteres Genießen deutet hier Alles an! „Maroni, wie in Italien," lesen wir dort, „Grinzinger Heurigen, 48 Kreuzer die Maß," dort an einem niedrigen Hause, und werfen einen dankenden Blick zum heitern blauen Himmel hinauf, daß im schönen Oestreich, wie man es mit Recht nennt, auch der Ärmere sich mit köstlichem Weine das Herz laben kann. „Vetter, schaffen's a Karpfen?" ruft es von allen Seiten, wie wir über den Fischmarkt gehen, wohl hundert nervige Arme greifen in die kühlen Wannen, und bald glänzt die noch frische, funkelnde Fastenspeise überall vor unserm Gesichte zum Zeichen, daß man auch an einem Fasttage hier nicht verhungern wird. — Das ist ein Leben! O, Wien!

Wer jetzt nach Wien käme, und, ohne sich sonderlich um die Stimmung der Menschen zu kümmern, durch die Straßen schritte, der würde vielleicht nur wenig ahnen von dem, was wir in letzter Zeit Großes und Furchtbares erlebten, und was uns niemals aus dem Gedächtnisse verschwinden kann. Noch dauerte innerhalb der Stadt selbst der Belagerungszustand, da wurde ihr derselbe von außen auf's Neue durch die Wasserfluthen erklärt, und man hörte das Volk in Wien klagen: die Donau sei ärger als die Sereschaner, denn diese hätten doch angeklopft, wenn sie ungebeten zu einem Bürger in die Stube gekommen seien. Zuletzt aber kam der Sturm, der Mensch fand im innersten Heiligthum seines Hauses keine Ruhe mehr, die Gebäude schienen lebendig zu werden: das war sein trotziges Oeffnen und Zuschlagen der Thüren, die Dächer wohl gar wurden von unsichtbarer Hand abgehoben, wie in jenem Raimund'schen Stücke, wo plötzlich aus dem Dache eines Hauses und überall Gespenster herausschauten. Das Alles mußte der gemüthliche Wiener erleben! Eine kleine enge Straße, in der die Ziegel auf den Dächern besonders unheimlich klapperten, war aus Vorsicht von der Polizei durch Barrikaden abgesperrt. Sie gehörte dem Sturm!

Wenden wir von diesen Naturerscheinungen den Blick zur Betrachtung jener großartig-merkwürdigen, der Geschichte des Jahres 1848 angehörenden Begebenheiten, deren Ausgang, insbesondere der zweite Abschnitt dieses Buches schildert, so kann hier, wo wir das Gebiet menschlicher Selbstbestimmung aufsuchen, sogleich die ganze Kette der Ereignisse, welche sich vom März bis October vor uns ausdehnt, nach einer gewissen Seite hin, zumal dem Fernstehenden, wie ein psychologisches Räthsel erscheinen. Es wäre thöricht, dieses hier so in der Kürze lösen zu wollen.

Indessen Manches erklärt sich schon aus der größeren Frische und Unmittelbarkeit, durch welche Oestreich sich bekanntlich von jeher von dem übrigen Deutschland unterschieden hat. Hier geht Alles gleich in Fleisch und Blut über, und kaum existirt etwas, so greift es auch schon auf's Wirksamste in die Kette der zeitgeschichtlichen Erscheinungen ein. So war es seit dem März namentlich mit der Idee der Volksbewaffnung. In Oestreich weiß man nichts von den Spöttereien auf die Bürgerwehr (hier Nationalgarde genannt), in denen leider der preußische Witz sobald Veranlassung hatte sich zu erschöpfen. Ein so frischer Menschenschlag, wie der hiesige, fand sich auch in das Waffenhandwerk bald hinein. Und

wenn nun in Deutschland zu der Zeit, als die Jugend zuerst lebhaft von dem Gedanken an die Einheit des Vaterlandes sich durchdrungen zeigte, nur sah, wie sie in verwickelten Umtrieben sich vergeblich bemühte, das Heft der Gewalt an sich zu reißen, um ihre Pläne durchzuführen, so hat dagegen Oesterreich in der Periode seiner Entwicklung, wo es zuerst den schönen Traum von Deutschlands Einheit recht lebhaft träumte, uns in der That das wenn auch kurze und höchst bedenkliche, doch immerhin für den Zuschauer prächtige Schauspiel einer Studentenherrschaft gegeben.

Auf der andern Seite aber war Alles, was für den Augenblick keine volle Lebenskraft hatte, was (ich bediene mich absichtlich eines sehr weitbauschigen Ausdruckes) nicht zeitgemäß war, hier in Wien auch durchaus nicht im Stande eine Zeitung ein halbes Dasein zu fristen. Besonders merkwürdig ist mir in dieser Hinsicht immer das Schicksal vorgekommen, das der Versuch hatte, die in Berlin so berühmt gewordenen Constabler, welche trotz alledem und alledem dort zuletzt doch Wurzel gefaßt haben, in anderer Weise auch hier einzuführen. Einige Männer aus den höchsten Ständen unternahmen es im vorigen Sommer, als Constabler das Ansehen des

Gesetzes zu stützen. Einer derselben, ein alter, vornehmer, allgemein geachteter, reicher Herr ging, durchdrungen von seinem erhabenen Beruf, mit zugeknöpftem Oberrock über die Straße. Er traf auch bald auf einen kleinen Straßenkrawall, trat heran, knöpfte den Rock auf, zog ein weißes Stäbchen hervor und legte es einem der Rädelsführer ganz sanft auf die Schulter. Alles staunte über diese englische Keckheit; man nahm den vornehmen Herrn mit dem weißen Stäbchen sogleich fest und war anfangs nur darüber unschlüssig, ob man ihn in's Gefängniß oder in's Irrenhaus bringen solle. Noch schlimmer erging es einem andern Wiener Constabler, einem Grafen von Geburt. Den stattlichen, für Gesetz und Ordnung erglühenden jungen Mann hatte ein Minister sich zu seinem beständigen Begleiter ausgewählt. Bald aber mußte er aus dieser Stellung über Hals und Kopf fliehen, und mit einem jungen Weibe, die im Wochenbette lag, die Stadt verlassen. Als er später in Wien einmal dringende Geschäfte hatte, kannte er zum Glück einen meiner Freunde, der Professor am Musikconservatorium ist; dieser hatte einen Vetter im Sicherheitsausschuß, dieser empfahl ihn einem Mitgliede des Studentencomité's, und der Student bewilligte dem gräflichen Freunde der ge-

setzlichen Ordnungen einen Aufenthalt von vierzehn Tagen . . . Ach, Madame, so war Wien im Jahre 1848! —

Wollen Sie mir nun noch ein Wort über dieses Buch selbst gestatten? Es soll damit Ihrem scharfen und geistvollen Urtheile keineswegs vorgegriffen werden.

Der bescheidene Theil der deutschen Literatur, dem dieses Buch angehört, diejenige Gattung der Reiseliteratur, welche mehr der Unterhaltung als der Belehrung dient, hat, wie mir scheint, in neuerer Zeit in der Form einen nicht unbeträchtlichen Fortschritt gemacht. Ein Mann, der, in Böhmen gewählt, jetzt auch in der Paulskirche sitzt, hat im Verlaufe seiner literarischen Thätigkeit diese Entwickelung am Reinsten dargestellt. Es begleitet den Autor jetzt nicht mehr auf der Wanderschaft jene unbändige, hüpfende Phantasie, welche ihm bald weit voransprang durch die grünen Felder, bald weit hinter ihn zurückeilte; es gilt nur noch die Betrachtung und die schöne Darbietung des Angestaunten und Erlebten. Die Reiseliteratur ist in gewissem Sinne ernster geworden, wenn auch keineswegs blind für die Schönheit und Heiterkeit der Erde. Die Anfänge eines großartigen öffentlichen Lebens

haben hier noch ihre Wirkungen geäußert. Es gilt nichts mehr die Reisen des Autors mit ihren antiquirten Späßen. Die Frivolität ist verschwunden. Wo sind sie hin, die commis voyageurs, welche noch noch vor Kurzem bei allen seinen Reisen neben dem Touristen saßen? Er schreitet jetzt dahin durch Gruppen politisch erregter Männer und ist mehr und mehr in den Dienst der Zeitgeschichte eingetreten. Selbst das landschaftliche Element, diese bedeutende Errungenschaft moderner Kunst und Literatur, kann in den neueren Reiseverken keine einseitig vorwiegende Geltung mehr beanspruchen. Sonnen auf stillen Wanderungen durch herrliches Gebirge, — mögen die Blätter von den Bäumen rauschend fallen, mögen die Zweige wieder grünen: das Edelste und Höchste und der Betrachtung Würdigste bleibt auch inmitten der freien Natur immer der Mensch, unser Bruder, der Mensch!

Unsere Reiseliteratur war in neuerer Zeit vorzugsweise in den Händen der sogenannten Demagogen, denen Verfolgung und Verbannung reichlich Gelegenheit gaben, sich diesen Planeten zu beschauen und vielen Menschen Städte und Gewohnheiten zu sehen. Neuerdings in das Vaterland zurückgekehrt, scheinen sie mehr oder weniger zu den politisch Be-

friedigten zu gehören. Von ihnen vielleicht stammt jener Zug des Ernstes, ja der Schwermuth, von ihnen auch eine gewisse Mäßigung und eine gewisse Beschränkung auf wenige große Grundideen, welche wir an den politischen Ansichten der meisten neuern Dichter bemerken. In allerneuester Zeit muß auch die Erfahrung, daß aller Orten die gedankenlose Menge, bald mittelbar, bald unmittelbar einer neuen Knechtung des Menschengeschlechtes in die Hände arbeitet, das Herz zur Mäßigung und zum Anschluß an jene Gemeine von Gebildeten stimmen, welche von den Leidenschaften der Neuzeit zu retten sucht, was noch zu retten ist. Was mich betrifft, so würde ich mich glücklich schätzen, wenn Sie finden, daß ich hinter dem bezeichneten Fortschritte dieser Gattung der Literatur nicht zurückgeblieben bin. Ein Umstand gibt mir den Muth dieß zu hoffen: unwillkürlich nämlich hat sich immer mein Auge dem Volksleben zugewendet, wodurch vielleicht ein Element der Objectivität in diese Skizzen gekommen ist, das an und für sich der Darstellungsweise des Verfassers wohl nur zu sehr mangelt.

Mein erster Aufenthalt in Oesterreich umfaßte den Herbst des Jahres 1847. Es war eine stille Wan-

derung durch ansehnliche Länderstrecken des Kaiserstaats, die einen tiefen Eindruck zurückließ. Zum zweiten Male reiste ich, durch zwei von mir hochverehrte Männer dazu veranlaßt, anfangs October vorigen Jahres hieher. Welche Veränderung in einem einzigen Jahre! Welche Thätigkeit, welches Streben bei den Einzelnen wie bei den Nationen! Welches Durcheinanderirren, welches Hülfesuchen! Freund Schmidt, den Sie ja kennen, begegnete mir eines Tages, das Haupt voll Sorgen, als Führer der sächsischen Nationaldeputation aus Siebenbürgen. Mancher aber, mit dem ich in Ungarn vor einem Jahre traulich beim Glase gesessen hatte, baute dort jetzt Schanzen, oder commandirte kleine Festungen und hielt sich tapfer.

Eine Lösung der in Bezug auf Oestreich jetzt schwebenden Fragen wird in diesem Skizzenbuche Niemand suchen. Wer indessen von demselben ein schärferes Urtheil über einzelne Vorfälle erwarten sollte, der wolle bedenken, daß es in einer Buchhandlung am Stephansplatze erscheint . . . Für den aber, der aus diesen harmlosen Schilderungen das Mitgefühl nicht herausläse, das der Verfasser unter dem Wechsel der Ereignisse empfand, hätte ich nicht geschrieben.

Und so überlasse ich Sie, und jeden meiner Leser, den guten Geistern dieses Buches: der weise Schiffer von Gmunden wird zu ihm kommen und sagen, was er denkt und wie er's meint; der Schwabacher wird auftreten und lauschend das Ohr hinhalten; in jenem Waldwinkel des Baierlandes, der zwischen Oberöstreich und Tyrol eingeklemmt ist, wird das bairische Gretchen nicht auf sich warten lassen, und auch die sittsame östreichische Lenore, welche den verlornen Mühlknappen sucht, wird nach Beendigung der Octoberkämpfe nicht ausbleiben.

Wien, am 1. Februar 1849.

Wien, am 1. Februar 1840.

Zweifelhaft bes Sterbetages nicht unbekannt.

welche den verlassen Wohlthäter finde, wird auch lassen, und die stattliche öffentliche Leiche, wird das prächtige Gewölbe nicht auf sich warten finden Dereinst und Tarol einschlummert ist, dulden; in seinen Freudenlied des Wiederhalles, der dauer wird unsterben und Lunsingen das Ehr hinfahr, was er heute und wie er's meint; der Schmeichler, den Gönnern wird in ihm kommen und der, den Armen Geldern viele Wunden: der wolle sie, den Armen Geldern viele Wunden: der wolle sie, den Armen Geldern viele Wunden: der wolle sie

# I.

# Skizzen

aus

## Böhmen, Ungarn, Ober- u. Nieder-Oesterreich und Tyrol.

## 1.

### Böhmiſche Muſikanten in der ſächſiſchen Schweiz. Deutſche und öſterreichiſche Studenten. Der Wallfahrtsort Mariaſchein.

Töplitz, Herbſt 1847.

Für den Norddeutſchen, der zum erſten Male über Dresden hinauskommt, öffnet ſich in dem reizenden Elbthale eine neue Welt. Nicht leicht werde ich des Eindrucks vergeſſen, den ich aus einem Dorfe vor Pillnitz, wo ich in einem Bauernhauſe einkehrte, hinwegnahm. Neugierig betrachtete die junge Bauerfrau den fremden Gaſt, und ein kleiner ſchöner Knabe, der auf allen Vieren im Hausflur umherkroch, hielt vor ihm ſtill, und ſah ihn mit ſeinen großen Augen lange verwundert an. Der Bauer ſchnitt die reifſten und ſchwerſten Trauben von den Reben, welche die Fenſter ſeines niedrigen Hauſes beſchatteten, für mich ab und brachte ſie mir zu dem Seſſel, den er mir mitten im Hausflur hinge-

rückt hatte. In der Stube drinnen, meinte er, ſei es zu dunſtig für mich, aber hier ſei die Luft kühl und ſchön: wirklich duftete der heurige Obſtſegen aus einem neben mir ſtehenden Troge, in dem der Großvater friſche Aepfel zerſtampfte, mir überaus kräftig und lieblich entgegen. „Willſt mitgehen mit dem Vetter?“ fragte die Mutter den Buben. Ein ernſthaftes ſtolzes „Na“ (nein) war die Antwort.

Lenkt man aus dieſem fruchtbaren Thale die Schritte nur wenig zu Seite, ſo befindet man ſich bald mitten im Gebirge. Laſſe ſich Niemand durch den fatalen Namen der „ſächſiſchen Schweiz“ von dieſen Bergen abſchrecken: ſie lohnen den Beſuch reichlich. Steht auch hier über einer Mühle im Thale „Conceſſionirtes Gaſthaus zur Erholung für Schweizreiſende,“ ſo ſind doch die Wangen der Müllerin, welche dort den friſchen Trank beut, wie Milch und Blut, und in dem jungen Tannenwalde, welcher auf einer Tafel die Inſchrift trägt „Cultur No. VI“ gedeiht die Waldeinſamkeit ſo gut als in den thüringiſchen Wäldern oder im Harz. Die Felſen ſelbſt ſind von einem Poeten aus der wirklichen Schweiz in einem Gedichte kritiſirt worden; er meinte ihnen ſeine Anerkennung, ſelbſt im Vergleich mit den Gletſchern ſei-

ner Heimath nicht verſagen zu dürfen, wenn er gleich auf ihren Gipfeln ein „Hämpfel Schnee“ (Handvoll Schnee) ſchmerzlich vermißte. Und wer nun auch die Fremden vergeſſen könnte, die „mit Vergnügen und Erbauung,“ wie es im Fremdenbuche auf dem großen Winterberge heißt, hier die Natur betrachten, der könnte ſich hier in der That recht wohl fühlen.

Mich aber trieb es nach Böhmen, und Alles mußte mich an dieſes märchenhafte Land gemahnen! Böhmiſche Muſikanten ſpielten überall in der ſächſiſchen Schweiz; auf dem großen Winterberge ein blinder alter Mann, der gewiß mit großer Anſtrengung den kurzen Weg von der böhmiſchen Grenze hierher täglich zurücklegt; auf dem Kuhſtall ein Paar Harfeniſtinnen und auf der Baſtei eine ganze Muſikbande. Sie zog Abends ſpät hinab in das nächſte Dorf, und war am andern Morgen mit dem Früheſten wieder oben, um der verweltlichten Geſellſchaft zunächſt die Melodie eines geiſtlichen Morgenliedes vorzublaſen, während die Marqueurs den Kaffee ſervirten und die Gäſte bald zu dieſem bald zu jenem ſchönen Punkte durch einander rannten. Dieſe Muſikanten hatten ihren Platz unter einem Baume genommen, der ihnen Schutz vor Wind und Wetter gewährte und den ſie

auch dann nicht verließen, wenn ſie in ihrem Spiele eine Pauſe machten; ſo ſtanden ſie Niemand im Wege und wurden auch vom Wirthe in ihrer ſtillen Weiſe während der ganzen ſchönen Jahreszeit dort gern geduldet, obgleich ſie keineswegs von ihm in Sold genommen waren, ſondern ſich ihren Lohn von den Reiſenden in ſächſiſchen Neugroſchen erbetteln mußten. — Solche böhmiſche Muſikbanden dringen oft tief hinein bis nach Rußland; in Oeſterreich, Ungarn und Siebenbürgen, in Baiern, Preußen und Sachſen ſind ſie nicht ſelten. Namentlich auf den Straßen Leipzigs hört man ihre melancholiſchen Hornklänge faſt von jeder der engen Pforten her erſchallen, welche die langen, mit Waaren beſtellten Höfe mit den Straßen verbinden. Beſonders aus dem Königgrätzer, Jungbunzlauer, Leitmeritzer und Saatzer Kreiſe gehen die meiſten Muſikertrupps auf Reiſen. „Dort — ſagt Elsner — erwacht die Liebe zur Muſik ſchon frühzeitig im Knaben, wenn er als Hirt auf ſeiner Schalmei bläſt, und der Wiederhall ihm die Töne ſchmeichelnd zurückbringt.“ Das berühmte Muſikconſervatorium zu Prag bildet junge Leute, welche ſich zum Lehrerfache vorbereiten. Wenn dieſe dann auf dem Lande angeſtellt werden, ſo iſt es ihnen leicht,

dort ein Muſikchor zu bilden. Nun werden bei jeder Gelegenheit feierliche Ständchen gebracht, zum Namenstage der Grundherrſchaft, zu Faſtnacht, bei Hochzeiten. Bald iſt auch ein Ball im Gange, und da wird bei der künſtlich eingeübten Muſik der Rebowak, der alte böhmiſche Nationaltanz, nicht vergeſſen. Iſt nun eine Geſellſchaft durch den Schulmeiſter vollſtändig eingeübt, ſo erwacht in ihr die Reiſeluſt, oder vielmehr das Verlangen, in der Fremde eine kleine Summe Geldes zu erwerben, um ſich ſpäter in der Heimath für einige hundert Gulden ein kleines Beſitzthum zu kaufen. Es wird ein Direktor für die Reiſe ernannt, der bei der Theilung des Gewinnes einen unbedeutenden Vorzug hat. Die Kaſſe wird öfters getheilt, damit Jeder ſeinen Antheil ſelbſt in Sicherheit bringt. Jeder trägt das Seinige bis zur Heimkehr mit ſich herum, höchſt ſelten ſchickt Jemand ſeinen Gewinn nach Hauſe; theils ſcheut man das Porto, theils fürchtet man die freundſchaftlichen Diebe. Obgleich nun von einer ſolchen Muſikbande öft jeder ſeine hundert Gulden in der Taſche hat, ſo leben doch Alle höchſt einfach; daß einer unterwegs liederlich wird, ſoll beinahe ohne Beiſpiel ſein. Von ſolchen Zöglingen der böhmiſchen Schulmeiſter mögen aus den

Kreisen Königgrätz, Jungbunzlau, Leitmeritz und Saatz fortwährend einige Hundert im Norden unterwegs sein, welche nicht unbedeutende Summen zurückbringen.*)

Mit einem Jenenser Studenten, den ich auf dem Winterberge getroffen, wanderte ich eines schönen Sonntags über die böhmische Grenze. Uns hatten sich drei Amerikaner, welche in Berlin die Rechte studiren, angeschlossen, d. h. wir sahen sie, die in den Urwäldern an größere Strapazen gewöhnt waren, die schweren Felleisen auf dem Rücken tragend, in Einer Reihe vor uns herschreiten und hier oder dort sich lagern, um uns nachkommen zu lassen.

Zwischen dem Prebischthore und dem Winterberge waren auf dem Boden, über den der Weg führte, noch die Spuren des letzten Waldbrandes sichtbar. Kaum eine halbe Stunde hatten wir diese Brandstätte hinter uns, als ein böhmischer Bettler, der die Medaille aus dem Befreiungskriege trug und hier mitten im Gebirge von Almosen lebt, uns auf unsere Frage erklärte, daß wir die österreichische Grenze bereits überschritten hätten. Sie läuft durch eine tiefe, wilde Schlucht, welche

*) Vgl. die Zeitschrift „Moravia“ von 1847.

nur von einem Felsen durchschnitten wird, über den der Weg führt. Jetzt wehte uns denn auch schon die österreichische Fahne entgegen vom Prebischthore, woselbst wir den ersten „Finanzsoldaten" vorfanden, einen Mann von äußerst martialischem Aussehen, der aber die Grenze wenig zu beachten schien, sondern sich mit einer kleinen Frau, vermuthlich seiner Ehehälfte, bei dem Wirthe gütlich that. Nur Einem der Nordamerikaner, der sein Ränzel ablegte, warf der Grenzjäger einen Blick zu, der zu sagen schien, daß er das Recht habe, seine Sachen zu visitiren und seinen Paß zu prüfen. Wir begegneten noch vielen dieser Finanzsoldaten. Die Büchse nachläßig über die Schultern geworfen, das dampfende Pfeifchen im Munde, gingen sie höflich grüßend an uns vorüber; alle schienen sie den Sonntag zu feiern, und wenn sie auch jetzt bei der Dämmerung in die Wälder schlichen, um den Paschern aufzulauern, so redete uns selbst vor den Grenzzollämtern doch keiner offiziell an; unsere ganze fröhliche Gesellschaft hätte ohne Paß nach Oesterreich hinein gekonnt. So gelangten wir auf einem Pfade, der Anfangs vom Prebischthor über Wurzeln und Baumstämme steil bergab läuft und dann noch eine Stunde weit sich ein schönes Thal entlang zieht, in

die erste größere böhmische Ortschaft. Es ist Hernskretschen; ein gar anmuthiges Dorf, vor dessen stattlichen, großentheils neuen Häusern man mit Vergnügen stehen bleibt, um die landesübliche Bauart zu betrachten. Eine steinerne Treppe führt zu einem steinernen Oberbau, der sich als erstes und einziges Stockwerk über einem gewöhnlichen Blockhause erhebt. Vor dem ersten Stockwerke läuft noch eine Art von hölzerner Halle hin. Die Dächer sind mit Holzschindeln gedeckt. Auch die neuen Häuser sind in Hernskretschen so gebaut, mit Ausnahme eines einzigen am Eingange des Ortes, welches durch ein Hirschgeweihe über der Thüre als die Amtswohnung des Försters bezeichnet wird. Durch dieses Dorf folgten wir dem Laufe eines Flusses, an dem ein schöner Weg hinführt und der dicht vor Hernskretschen sein klares Wasser in die Elbe ergießt. Unweit seiner Mündnng steht ein großes, sehr ansehnliches Wirthshaus, das uns zum Uebernachten empfohlen war. Aber der Anblick des sternhellen Himmels und des prächtigen Stromes verscheuchte den Gedanken schon unter Dach und Fach zu gehen und die Amerikaner, welche nicht weiter nach Böhmen hinein wollten, mietheten einen Schiffer, der sie noch diesen Tag den Strom hinab bis

Schandau fahren ſollte, während wir Andern bis Niedergrund, eine Viertelſtunde an der Elbe hinauf, zu gehen beſchloſſen.

Reichlich wurden wir dafür belohnt, daß wir an dieſem wohleingerichteten Gaſthofe vorbei gegangen waren, wenn gleich der Weg nach Niedergrund beſchwerlicher war als wir gedacht. Er zog ſich ziemlich ſchmal zwiſchen dem Buſchwerk am Abhange des hohen Elbufers hin; noch etwas höher hinauf lagen dann und wann einzelne Häuſer, vor denen Mädchen und Burſchen, unter dieſen jedesmal auch wieder einige junge Finanzſoldaten, in der Dämmerung beiſammen ſaßen, mit Scherz, Geſang und herzlichem Lachen den Sonntag beſchließend. Auf unſere Frage nach dem rechten Wege anwortete von allen Häuſern aus mehrſtimmig fröhlicher Zuruf. Obgleich nun aber Alles uns ermahnte, die ſchmale Mittelſtraße nicht zu verlaſſen, ſo lockte doch der Strom und eine Wieſe, welche zwiſchen ihm und dem hohen Ufer lag, uns bald tiefer hinab. So befanden wir uns denn plötzlich auf ſumpfigem Boden und mußten wieder ſteil emporklimmen, um den verlaſſenen Pfad zu finden. Er führte uns endlich gerade in eine Fiſcherhütte hinein, wo ein Fährmann wohnt, der uns nach Niedergrund

über die Elbe ſetzen mußte. Es war bereits völlig Nacht geworden, als wir von dieſem Hauſe und abermals von dem ſteilen Elbufer abwärts, dem Strome zuſchritten. Auf einer Stiege von hingelegten Steinen ging der Schiffer voran; bald ſaßen wir in ſeinem Kahne, aus dem er nochmals nach ſeiner Hütte hinaufrief. Alsbald kamen ein Paar Kinder mit einem beſſeren Ruder herabgeſprungen, um es dem Vater zu bringen; nicht lange darauf waren wir in Niedergrund.

Wir hatten nun freilich wohl noch eine Viertelſtunde zu gehen bis wir zur Ruhe kamen. Niedergrund, ein großes Dorf, beſteht nur aus Einer Reihe von Häuſern, welche ſich ziemlich weit an der Elbe entlang hinzieht. Zwiſchen dieſer Häuſerreihe und der Elbe läuft ein ſchöner, breiter Fußweg hin. Gleich das erſte Haus iſt eine Schifferkneipe; ſie liegt ſehr hoch und mag eine herrliche Ausſicht auf die Elbe darbieten, weßhalb ich große Mühe hatte den Jenenſer Studenten von dem Gedanken, dort auf einer Streu zu übernachten, abzubringen. Unſer Fährmann hatte uns das Caſino, welches er „die Caſine“ nannte, empfohlen. Wir traten hier in die Wirthsſtube; ſie war gedrängt voll, jedoch nur von Beamten, welche

rauchten und tranken, und deren eine so große Anzahl hier versammelt war, wie man sie auf einem Dorfe schwerlich erwartet hätte. Der Wirth in der Casine, welcher, wie wir später erfuhren, Niemand während der Nacht beherbergen durfte und es nicht für möglich zu halten schien, daß so viele Beamte für zwei Personen die Augen zudrückten, erklärte jedoch nur Einen von uns aufnehmen zu können und schickte uns, da wir dies nicht annahmen, in den dritten Gasthof, am Ende deß Dorfes. Er war schwer zu finden, da ein paar Mädchen, welche im Mondenscheine lustwandelten und uns dreist eine Strecke weit auf dem breiten Fußwege begleiteten, eine nach der andern in den Häusern an der Seite verschwanden. Endlich fanden wir ihn aber doch neben der Kirche, hinter einer am Wege liegenden Mühle versteckt. Zuletzt verbarg uns noch ein großer Holzstoß, der so lang und breit war, als das Haus selbst, den Eingang, und nachdem wir diesen gefunden, mußten wir noch eine steinerne Treppe hinabsteigen. Lachend meinte der junge Wirth, der in dem alten Hause mit seiner Mutter, einer gar stattlichen bäuerischen Matrone, wirthschaftete: die Menschen kämen doch noch immer zu ihm von der Straße, aber das Wasser werde nicht zu seinem Vetter, dem Müller,

kommen, wenn er mit ihm tauſchen wolle. — Hinter dem großen Holzſtoße in dieſem alten Hauſe konnte man es ſich übrigens recht wohl ſein laſſen. Durch ein größeres Gaſtzimmer, welches wir nicht ohne Verwunderung abermals mit Beamten — diesmal mit Förſtern und Jägern gefüllt ſahen, wurden wir in ein kleines freundliches Hinterſtübchen geführt, wo neben dem Sopha ein mächtiger Thonofen, der mit grünem, ebenfalls aus Thon gebildetem Laubwerke verziert war, eine behagliche Wärme ausſtrömte, wie man ſie an einem kühlen Septemberabende ſchon ertragen mag. Reichliche Speiſen, wozu ein junger Hirſch, jenſeits der hohen Elbufer im Walde geſchoſſen, ein ſaftiges Stück Fleiſch geliefert hatte, der Wein, den wir wohl ſchon beſſer, aber noch nie ſo billig getrunken; am andern Morgen aber eine Art von friſchem Mohnkuchen, welchen wir zum Kaffee erhielten — alles dieß erweckte das lebhafte Gefühl, daß wir ein Land betreten, wo man das kurze Menſchenleben zu genießen verſteht. Leben und leben laſſen: das ſchien wenigſtens in allen Stücken der Grundſatz unſeres Wirthes zu ſein. In Bezug auf Religion meinte er: es ſei immer gut, wenn man die katholiſchen Gebräuche alle mitmache; übrigens dürfe man die Andersgläubigen

nicht verachten, denn es komme bei dem Glauben Alles auf die Geburt an. „Wäre meine Mutter eine Huſſitin, ſetzte der böhmiſche Katholik hinzu, ſo wär' ich halt ein Huſſitenkind'."

Dieſe Worte klangen mir noch in den Ohren als wir nach dem Wallfahrtsorte Mariaſchein gelangten. Wer bis hierher als guter Proteſtant gekommen iſt, für den wird es Zeit ſeine ketzeriſchen Vorſtellungen über Bord zu werfen. An dieſem anmuthig gelegenen Orte wird unter Anderm jener Martinitz, den die Prager Rathsherren aus dem Fenſter warfen, wofür er in den proteſtantiſchen Schulen bis auf dieſen Tag zum Geſpötte wurde, als ein Heiliger verehrt. Man findet nämlich in der Halle, welche rings das ganze Kirchlein umgibt, eine Reihe von Bildern, die dazu beſtimmt ſind, das „wunderthatige Gnadenbild von Mariaſchein" in gehörigen Reſpect zu ſetzen. Mächtige, in rohen Umriſſen hingeworfene Geſtalten ſollen hier auf die Phantaſie des Beſchauers wirken. Die Welt will einmal Wunder ſehen: Hier auf dieſen bunten Tafeln ſind ſie! ſagt die katholiſche Geiſtlichkeit zum Volke. Da ſieht man denn auch den heiligen Martinitz, einen „beſonderen Verehrer des heiligen Gnadenbildes", gar andächtig und ehrbar aus

den Fenstern des Prager Rathhauses herabfallen, wobei er seine Rettung natürlich dem Gnadenbilde von Mariaschein verdankt. Ein anderes Bild stellt „viele andächtige Wallfahrer“ dar, wie sie „von Alters her beim hiesigen Mariabrunnen Heilung von mancherlei Gebrechen erfahren.“ Besonders andächtig ist hierbei ein Stelzfuß, der sich bückt, um mit hohler Hand Wasser zu schöpfen. — Auf einem andern Bilde bleibt „die uralte Andacht“ der alten Stadt nicht unbelohnt, „besonders als ein dasiger Bürger anno 1646 aus vielen Gefahren wunderbar gerettet wird.“ Desto schlechter aber ergeht es auf diesen Bildern Denen, die über das Gnadenbild zu spotten wagten. „Die Verschmähung des göttlichen Gnadenbildes wird öfters (also nicht immer!) von Gott gestraft. Ein gottloser Kirchendieb wird unsinnig und andere Verschmäher werden gleichfalls gezüchtiget.“ So steht es dort geschrieben. „Eines gottlosen Spötters blindes Pferd wird sehend, er selbst aber plötzlich blind.“ Wie nun der Rappe, welcher sehend wird, weil er kein Spötter ist, plötzlich den Kopf erhebt und um sich schaut, der Reiter aber nach den Zügeln seines Rosses in der Luft umhertappt, das ist alles sehr schaurig anzusehen. Ein behaglicheres Bild trägt

die Umschrift: „Was für Ehren die hohen Universitäten hiesigem Gnadenbilde gethan haben.“ Professoren in langen Perrücken stehen da mit weisen Kennermienen, welche zu sagen scheinen: so viel als sie jetzt an dem Bilde fänden, hätten sie doch wirklich nicht von ihm erwartet! Wenn aber ein böhmischer Landmann sich selbst durch diese Aufmerksamkeit der „hohen Universitäten“ nicht imponiren lassen wollte, so müßte ihn doch das Cardinalconcilium rühren, welches 1507 von Rom aus Mariaschein mit der Gerechtsame begabte, Ablaß zu ertheilen. Kein Schriftsteller von der „guten Presse“ kann eine größere „Wohlmeinenheit“ an den Tag legen, als die Cardinäle auf diesem Bilde in ihren rothen Hüten und besonders als derjenige, welcher so eben die Hand ausstreckt und mit diesem Gestus wahrscheinlich den Antrag stellt, daß man die Gewissen der guten Leute bei Mariaschein nach Kräften erleichtern möge, während seine Collegen ihn mit derjenigen würdevollen Aufmerksamkeit anhören, die der Wichtigkeit des Gegenstandes angemessen ist.

Die Geschichte des Gnadenbildes selbst wird ebenfalls auf verschiedenen Tafeln dargestellt, welche ihre Wirkung nicht verfehlen werden. Auf der ersten

ſehen wir eine ſumpfige Einöde. In dieſe „hieſige Wildniß“ wird vor uralten Zeiten das Gnadenbild gebracht und bleibt „durch lange Jahre verborgen.“ Nur ein paar Waſſervögel picken idylliſch an dem Baumſtamme, der es in ſich ſchließt. Endlich wird „die über Gold ſchätzbare Bildniß ſtatt eines vermeinten Schatzes von den erfreuten Nachſuchern gefunden.“ Die Andacht und das Entzücken der Leute, welche ſtatt des Schatzes „die über Gold theure Bildniß“ finden, muß man ſelbſt ſehen, um einen Begriff davon zu haben.

In der Kapelle war es ſtill und menſchenleer. Nur einige alte Frauen traten ein und verſchwanden hinter den hohen, eichenen Kirchſtühlen. Draußen, unter den grünen Bäumen, ſtanden einige Buden, in welchen man „herzrührende Gebete“, bunte Heiligenbilder und fliegende Blätter, welche meiſtens wundervolle Begebenheiten aus der neueſten Zeit enthielten, feil hatte. An Legenden iſt Böhmen noch immer ſehr productiv; es ſcheint ganz Deutſchland damit zu verſorgen*.)

*) Ein Hauſirer ließ i. J. 1847 zu Oſchersleben in der Provinz Sachſen (Preußen) 1000 Exemplare drucken von einer »Wahrhaften und aufrichtigen Erzählung einer Begebenheit, ſo ſich im Jahr 1845 den 2. März

Eine halbe Stunde von Mariaschein entfernt liegt die Stadt Graupen am Fuße der Rosenburg und

---

am St. Gregorie-Tage zu Olmütz in Mähren zugetragen, wo ein kleines neugeborenes Kindlein in der Kirche auf dem Taufstein gefunden worden, und als man es hatte taufen wollen, zu Jedermanns größtem Entsetzen hat zu reden angefangen.« Das Kind gibt sich als einen Engel zu erkennen und predigt unter Anderm von seinem Taufsteine herunter: »Auch wird außer Krieg und Blutvergießen die Welt gezüchtiget werden mit Feuersbrünsten, Ueberschwemmungen und Wassersnoth, und allerlei anderen Plagen, mit Erdbeben, schweren Hagelwettern, grausamen Stürmen, ansteckenden Seuchen« u. s. w. »Wenn ihr euch aber dann gebessert habt: so wird sich wieder aufthun der Himmel zum Segen, und wird Frieden geben und Fruchtbarkeit an Korn und Wein und allerlei Früchten, und die Welt wird wieder lieblich aussehen, daß die Menschen sich wieder freuen können in Unschuld.« Ueber diesen Schluß entzückt, will »die Gemeinde in Olmütz das Kindlein umarmen und es herzen und küssen.« Aber das Kindlein gibt es nicht zu, sagt »Ade, du schnöde Welt!« und verschwindet. »Ihr mögt nun dies Wunder glauben oder nicht: so dürft ihr doch kein Gespött damit treiben. Denn es gehen so viele Dinge vor auf der Erde, im Meere und unter der Erde, von denen wir uns nichts träumen lasse!« So bemerkt, »Hamlet« parodirend, der Erzähler. Von dieser mährischen Legende waren in drei Wochen in der Magdeburger Börde 1000 Exemplare verkauft!

der Wilhelmshöhe. Der Weg, welcher durch Graupen führt, ist viel breiter als die Straßen alter Städte gewöhnlich sind, und sieht einem brachliegenden Morgen Acker, der sich an einem Hügel emporzieht, nicht unähnlich. Um nach der Rosenburg zu gelangen, bogen wir in ein schmales Seitengäßchen ein und hatten, als wir aus der Stadt waren, kaum noch hundert Schritte bis hinauf. Auf der Rosenburg genießt man bei schäumendem Biere, das in Thonkrügen vorgesetzt wird, die schöne Aussicht. Ich saß mit meinen Reisegefährten, — nachdem die Amerikaner uns verlassen, hatte sich wieder ein Berliner Student zu uns gesellt — in einer Laube. Bald vernahmen wir Gesang, der hell- und volltönend aus kräftigen Jünglingskehlen erscholl. Eine Anzahl junger Leute hatte sich unter einem Apfelbaume gelagert. Sie hatten ein studentisches Aussehen; der Jenenser hielt sie für „Finken“, wie man diejenigen nennt, die auf den kleineren norddeutschen Universitäten keiner Verbindung angehören, stimmte mir aber bei, als ich sagte: Es werden österreichische Studenten sein. Sie sangen wunderschön, aber freilich ganz anders, als ich mich aus meiner Studentenzeit gehört zu haben erinnere. Es war ein künstlich eingeübter Gesang, während unser

Studentengeſang ſich weit mehr dem Volksliede nähert. Zwar hatten ſie die Röcke ausgezogen und an dem Apfelbaume aufgehängt; auch bliesen ſie gewaltige Dampfwolken aus ihren Pfeifen: aber das ſchien meinen Reiſegefährten eine gemachte Burſchikoſität zu ſein. Inzwiſchen hatten die Oeſterreicher ſie als deutſche Commilitonen erkannt. Sie ſtimmten ihre ſchönſten Lieder, meiſt patriotiſchen Inhaltes, an; ſie ſangen vierſtimmig: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ Sie ſchienen die deutſchen Studenten locken zu wollen, wie die Vögel im Walde mit ihrem Geſange ſich locken. Dieſe böhmiſchen Studenten waren gewiß voll des reinſten und edelſten Gefühls für das deutſche Vaterland, ſie ſangen immer lauter und begeiſterter, aber immer vierſtimmig!

Als wir im Gaſthofe zu Töplitz angekommen waren und uns zu einem Ausgange durch die Stadt vorbereiteten, ſchloß der Jenenſer ſeine Botaniſirtrommel auf und langte eine Menge kleiner Schmuckſachen heraus. Er band ein rothſeidenes Halstuch um, und aus ſeiner Rocktaſche, deren Boden ein Loch hatte, guckte — jedoch nicht oben, ſondern unten, nach Stutzerart — ein buntes Sacktuch hervor. So machte er Staat für mich und den Berliner mit, als wir durch die

Straßen zogen. Er gehörte übrigens zu der zahlreichen Klasse derjenigen jungen Leute, welchen man zwar — Dank sei es den Fortschritten der Zeit! — im Grunde weder Demagogie noch Deutschthümelei vorwerfen kann, die dennoch aber durch geistige und leibliche Frische ihrer Natur sich noch einigermaßen zu Beidem hinzuneigen scheinen, was man besonders solchen Individuen wohl verzeihen kann, die eini es Bewußtsein darüber haben und daher auch in der Regel eine gewisse Selbstironie damit verbinden. Halb im Ernst, halb im Scherz zeigte sich der Jenenser über die kranken Gesichter in Töplitz verdrießlich; er könne die Badegäste nicht leiden, versicherte er, und ich hielt es für nöthig, ihn in demselben Tone zu ermahnen, nicht etwa Händel mit den kranken Gesichtern anzufangen.

Das Badeleben ist fast zu Ende. Ein paar rauhe Septembertage haben die schöne Welt rasch verscheucht. Meine Gefährten werden mich hier verlassen, und ich muß eine Strecke weit zurück gehen, um das Elbdampfschiff aufzusuchen, das mich nach Prag führen soll.

## 2.

### Böhmiſche Scenen.

Prag.

Auf der böhmiſchen Grenze hatten den aus Sachſen Hereinwandernden der Katholicismus und die öſterreichiſchen Wachfeuer empfangen. Die Wachfeuer der Finanzſoldaten ſah ich in Arbeſau, wo ich zwiſchen Töplitz und der Elbe einmal übernachtete, bei Nacht von meinem Lager aus an der Grenze brennen. Der Katholicismus aber wurde nun immer friſcher und lebendiger. Wenn kurz hinter Dresden ein Kind mit dem verſtümmelten Gruße „'n Chriſt“ an mir vorbei gehuſcht war, ſo grüßten, als wir kaum an einem hellen Morgen aus dem Wirthshauſe zu Niedergrund in's Feld hinaus getreten waren, eine ganze Reihe öſterreichiſcher Schulkinder, ihre Bücher und Tafeln unter dem Arme haltend, ſchon von Weitem laut und vernehmlich wie aus Einem Munde mit

hellen Glockenſtimmen: „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus.“ Man ſah es wohl, daß ſie in der Schule darauf eingeübt waren, wie ein wanderndes Glockenſpiel. — Auf dem Schreckenſteine hörte ich zum erſten Male böhmiſch reden.

Dieſe bei Außig an den hohen Elbufern liegende Burgruine beſuchte ich noch, bevor ich das Elbdampfſchiff beſtieg. Als ich hinaufkam hatte die Wirthin draußen im Freien eben in aller Ruhe ihr kleines Kind völlig entkleidet, um ihm eine mütterliche Züchtigung zu ertheilen. Da ſie mich kommen ſah, trug ſie es, den kleinen Hintern faſt dicht an meiner Naſe vorbeiſchwenkend, auf der flachen Hand, auf der es wie auf einem Präſentirteller lag, ſo daß die kleinen Beinchen hinten nieder hingen, in die Hütte, wo ſie das Kleine, das ſelbſt während der drohenden Gefahr ſeine freundliche Miene beibehalten hatte, einer derbknochigen Magd übergab, welche ſich ſpäter, als ſie mit dem angekleideten Kinde wieder heraustrat, mit dem hinzu kommenden Jägerburſchen, ihrem Liebhaber, böhmiſch unterhielt. Beide mochten tiefer aus Böhmen her ſein.

Vor einem am Fuße des Schreckenſteines liegenden Dorfe begegnete mir ein wohlgekleideter Bauern-

knabe, der die Hände in den Taſchen hatte, während ein großer, fetter Hammel frei neben ihm herſchritt. Der Knabe aber, welchem man das ſtattliche Thier ohne Leitſeil übergeben hatte, ſchrie aus Leibeskräften vor Furcht, daß es ihm davon laufen könnte. Der Hammel ging indeſſen ganz gravitätiſch neben ihm her.

„Hei is böhminſch“ (er iſt böhmiſch), ſagte ein Knabe von ſich ſelbſt, als ich ihn, vom Schreckenſtein herunterkommend, am rechten Elbufer etwas fragte, das er nicht verſtand. In der Fähre, welche er mit beſtieg, drückte er ſich in eine Ecke, ſchien den Schiffern behülflich ſein zu wollen, machte aber Alles verkehrt und lachte dann für ſich ſo daß er ihnen ganz verdächtig vorkommen mochte. „Hei is Böhmake“, ſagte der eine Schiffer zum andern. Kaum aber hatte der Kahn das Land berührt, als der Knabe bereits an's Ufer geſprungen war. Wie ſein Lachen und Handiren den deutſchen Fährleuten verdächtig vorgekommen war, ſo mochte es auch ihm in unſerer Geſellſchaft unheimlich geworden ſein. Er ſtand noch einen Augenblick grinſend in einiger Entfernung und verſchwand dann im Weidengebüſche, der Hütte ſeiner Eltern zueilend.

Außig liegt am linken Elbufer, und hier landen die Dampfſchiffe, deren eines ich hier beſtieg. Es war die „Bohemia“, das beliebteſte unter den Elbdampfſchiffen, das ſtets die meiſten Paſſagiere hat.

Ein fröhliches Leben das, auf der alten Bohemia! Hier auf der Elbe zwiſchen Dresden und Prag begegnet man bereits einem mehr heitern, ſüdlicheren Menſchenſchlage. Hier beginnt der Menſch ſchon ſich zu ſchmücken, indem er den Hut mit einer Feder ziert oder auf ähnliche Weiſe. Das Kochen und Braten hörte auf der Bohemia niemals auf. Doch auch einen Proletarier ſah ich auf dem Verdecke, der vor Freude und Appetit hoch auflachte, als er für ſich und ſeinen Sohn ein großes Laib Brod anſchnitt, das er aus einem Tuche hervorholte. Muſikanten waren an Bord, und ſie bliesen jede böhmiſche Stadt an, an der wir vorbeifuhren. Bei ſolcher Muſik mußten vor Leitmeritz auf einem hingelegten Brete drei ältliche Nonnen in das Schiff marſchiren, — ein paar jüngere, welche ſie begleitet hatten bis zu der fröhlichen Bohemia, blickten uns mit ihren ernſten feinen Geſichtern noch lange nach, und gingen dann Arm in Arm langſam zur Stadt zurück.

Das Schiff aber näherte bei einbrechender Nacht

ſich immer mehr Libuſſa's Zauberkreiſe. Bald waren die Paſſagiere vom Verdecke verſchwunden, und jetzt begann im hellen Mondenſcheine eine Scene, welche nicht leicht aus meinem Gedächtniſſe verſchwinden wird. Auf dem Vordertheile des Schiffes, um das Gepäck, ſammelte ſich das Schiffsvolk und obgleich alle dieſe Leute am Tage mit den Paſſagieren nur deutſch geredet hatten, ſo wurde doch von jetzt an auf dem Verdecke nur czechiſch geſprochen, und bald ſah ich eine ſo nationale, echt böhmiſche Volksſcene vor mir, daß ich mich mehrmals insgeheim umſah, denn es war mir, als müſſe der Geiſt des alten Böhmenkönigs Wenzel mit den Scharfrichter und dem Hunde auch herzugeſchlichen ſein, um zu lauſchen.

Die Matroſen hatten um eine der Kiſten auf dem Verdecke einen Kreis geſchloſſen, und als ich näher trat, ſah ich auf derſelben ein rieſiges altes Weib ſitzen, dem Alle auf das Geſpannteſte zuhörten, während ſie wie eine Raſende geſticulirte, und, mit dem Untertheile des Körpers immer unbeweglich feſtſitzend, den Oberkörper bald vorwärts, bald zur Seite neigte, dann einen jungen Schiffer, den ſie neben ihr zu ſitzen genöthigt hatte, an's Herz drückte, wobei aber ihre langen Arme weit über ihn hinausreichten und

während der Umarmung fort gesticulirten, bis sie ihn, der in der That der Abgott der alten Frau zu sein schien, gewaltsam von sich stießen. Zuweilen erregte bei ihren Reden wohl einmal eine gemeine Aeußerung ein Gelächter, im Ganzen aber wurden ihre Vorträge und Erzählungen von Niemand unterbrochen. Nach Art der Zigeunerinnen, redete sie bald den Einen, bald den Andern besonders an, selbst den Capitän, der von seinem hohen Platze herniedergestiegen war und sich dicht an ihre Seite gestellt hatte, indem er kein Auge von ihr verwandte. Sehr ernst wies er einen Matrosen zur Ordnung, der sie hinterrücks mit einer Gerte schlug. Die Bewegungen und das Pathos, welche das colossale Weib, das am Tage als Obsthändlerin auf der Bohemia dient, unter diesen Umgebungen, auf dem böhmischen Strome zeigte, erinnerten an jene gespenstischen Weiber, welche Walter Scott in seinen schottischen Romanen auftreten läßt und die er mit der Geschichte seines Vaterlandes in so romantische Verbindung zu setzen weiß.

Als mich später noch einmal der Mondschein auf das Verdeck lockte, waren die Matrosen verschwunden, und nur die Alte lag mit ihren colossalen Gliedern eingeschlafen auf der Kiste.

## 3.

### Ein nationales Caſſatück der böhmiſchen Gauner.

Selbſt in das Treiben der Gauner miſchen ſich hier ſehr reichlich nationale Beziehungen, und die Prager Gauner namentlich haben förmliche nationale Schauſpiele, welche den Fremden, der geprellt werden ſoll, und der natürlich ſelbſt in ihnen mitſpielen muß, ſo lange er keinen Verdacht ſchöpft, in hohem Grade anziehen müſſen. Dieſe Gauner haben ihren Geſchäftsreiſenden auf den Dampfſchiffen zwiſchen Dresden und Prag, welcher dort die Bekanntſchaft der Fremden zu machen hat. Einen oder den andern derſelben trifft er am andern Tage gewiß auf dem Markt oder auf den Straßen von Prag wieder, und er wird nicht müde werden ihn herumzuführen. Hierbei findet ſich dann ſchon Gelegenheit, ihm eine Falle zu legen. Eins der hübſcheſten Stücke, das bei ſolchen Gelegenheiten von den Gaunern geſpielt wird, iſt folgendes.

Der Reiſende der Prager Gauner hat ſich ſchon auf dem Elbdampfſchiffe als einen höchſt ehrbaren Mann gezeigt, er ſitzt dort dicht neben dem mitfahrenden Polizeibeamten und nennt ſich etwa den Seidenhändler Bartholdi aus Wien. Sein Paß iſt natürlich vortrefflich. Vom Hradſchin aus führt er den Fremden am andern Tage in Prag in eine nicht eben weit von der Stadt entfernte Reſtauration. Nachdem er ſich hier mit ihm an einen langen Tiſch geſetzt hat, ſitzt bald beiden gegenüber am Fenſter ein kleiner, dicker Menſch im grünen Rocke, der durch eigenthümliche Sprache und Manieren die Aufmerkſamkeit auf ſich zieht. Er erhält kein Glas, ſondern der Wirth (der natürlich im Einverſtändniß iſt) ſetzt eine Thonkanne, wie man ſie nur in Böhmen findet, ohne Griff, mit einem großen Deckel verſehen, und mit in Thon gebildeten Weintrauben und Hopfenranken vor ihn hin, welche er zum Trinken jedesmal an den Mund führt. Sein ganzes Weſen muß den Fremden in hohem Grade intereſſiren. Sein Deutſch iſt kaum zu verſtehen, und er wirft zuweilen Böhmiſch dazwiſchen. Er gibt ſich als einen czechiſchen Soldaten, der in Thereſienſtadt im Quartier liegt, von wo er mit ſeinem Hauptmanne, der ihn in einer Art von Civilkleidung

als Bedienten mitgenommen hat, auf Einen Tag nach Prag gekommen. Er erzählt, in einem Wirthshause, wo ſie unterwegs übernachtet, habe ein vornehmer Ruſſe ſeinen Reiſegefährten durch ein Kartenſtück Wein abgewonnen. Der Wirth, ein Czeche, habe von der Kunſt des Ruſſen verächtlich geſprochen, weil er ſeine Kunſtgriffe durchſchaut. Aufgefordert aber, mit ihm zu ſpielen, habe auch er eine Anzahl von Weinflaſchen an ihn verſpielt. „Der dumme Böhme!“ *) bemerkte hier der Wiener, der überhaupt den Slaven ſchon mehrfach ſeine Verachtung hat merken laſſen. „Nit dummer Böhme!“ entgegnet dieſer mit faſt winſelnder Stimme. Er fügt hinzu, der Böhme habe vorher beim Zuſchauen jedes Mal die gewinnende Karte gewußt. Ihm ſelbſt aber thue es leid, daß er wegen der Gegenwart ſeines Herrn nicht auch habe ſein Glück mit dem Ruſſen verſuchen können. Indeſſen habe der böhmiſche Wirth, nachdem er verloren, die Karten fluchend unter den Tiſch geworfen. Da habe er denn, fährt er nach einer kleinen Pauſe leiſe und liſtig fort, indem er ſeinen Stuhl etwas näher rückt, ſpäter ſie aufgeſucht und werde nun mit dem Kunſt-

*) Czeche.

ſtücke, das er dem Ruſſen abgelauſcht, ſeinen Kameraden in der Kaſerne Schnaps abgewinnen. Nun bittet er um die Erlaubniß, ſich einen Augenblick mit an den Tiſch ſetzen zu dürfen, um dem Wiener das Kunſtſtück zu zeigen. Dieſer ſetzt nach einiger Zeit brummend, doch unaufgefordert, einen Zwanziger, wobei dem Soldaten, der natürlich nichts hat, verächtlich der Gegenſatz erlaſſen wird. Der Seidenhändler verliert den Zwanziger und verſpielt nachgerade eine nicht unbedeutende Summe Geldes, während der Fremde in der Regel weiß, wo die gewinnende Karte iſt.

Der Glanzpunkt der ganzen Scene iſt nun eben dieſer, wo der Soldat aus der Kaſerne plötzlich zu dem vielen Gelde gekommen iſt. Er weiß, daß er Glück im Spiele hat, denn er hat erſt kürzlich Geld in der Lotterie gewonnen; „wie gewonnen, ſo zerronnen„ ſcheint ſein Wahlſpruch, und wenn der fremde Herr ſich entſchließt, eine gleiche Summe wie die eben gewonnene dagegen zu ſetzen, um auf dieſe Weiſe dem Wiener, dem das Geld zur Rückreiſe fehlt, wieder zu ſeinem Gelde zu verhelfen, ſo iſt er gutmüthig genug, Alles einzuſetzen, was er gewonnen. Durchſchaut der Fremde die Gauner jetzt noch nicht, ſo wird ſeine

Hartherzigkeit ſchwerlich vor den Bitten des Seidenhändlers Stich halten: denn er hat ja bisher ſtets geſehen, wo die gewinnende Karte war und ſeine anfängliche Weigerung kommt ihm ſelbſt ganz unmenſchlich vor. Hat er nun aber die verlangte Summe auf den Tiſch gelegt, ſo fängt der böhmiſche Soldat mit bezaubernder Liebenswürdigkeit an, ſeine drei Karten durch einander zu bewegen, nachdem er zuvor die Bedingung geſtellt hat, welche allein ſchon für die vollkommene Durchdachtheit ſeiner Rolle bis ins kleinſte Detail zeugen konnte, daß man ſein Bier für ihn bezahlt, im Falle er Alles wieder verlieren ſollte. Zwei rothe und eine ſchwarze Karte bewegt er mit beiden Händen in der Luft ſehr ſauber durch einander, anfangs nur langſam, dann immer ſchneller, ſo daß der Zuſchauer, wenn die Karten der Reihe nach auf den Tiſch gedeckt werden, ſcheinbar nicht mehr wiſſen ſoll, wo die gewinnende ſchwarze Karte liegt. Dennoch iſt dafür geſorgt, daß er ſie in der That nicht aus den Augen verliert, damit er nicht etwa vor der Zeit zurücktritt. Bei dem Bewegen der Karten ſpricht der Thereſienſtädter eine Formel, von der auf jede Veränderung in der Lage der Karten ein paar Worte kommen. Er will ſie dem Ruſſen abgelernt haben,

modifizirt ſie aber nicht ungeſchickt, ſobald er mit dem Fremden ſpielt, den er überhaupt ſeines Gelichters wegen vor dem Seidenfabrikanten auszeichnet. Z. B. „Ich hab' es leicht gewonnen — So mag es auch wieder verloren gehn — Die ſchwarze Karte gewinnt — (Eine rothe Karte vorzeigend:) hier iſt die ſchwarze Karte — Richten Sie ſich nicht nach meinen Worten — Ich hab' es leicht gewonnen“ u. ſ. w. u. ſ. w. Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß nachher im entſcheidenden Augenblicke durch Taſchenſpielerkünſte die ſchwarze Karte von dem Platze verſchwunden iſt, wo der Fremde ſie zu ſuchen berechtigt war. Raſch und liſtig ergreift der böhmiſche Soldat ſein Geld und eilt zur Thüre hinaus, jedoch, um der Schönheit und Wahrheit ſeines Spiels das Siegel der Vollendung aufzudrücken, nicht ohne wie ein gehetztes Wild, das im Sprunge vor der Quelle ſteht, ſeinen Thonkrug vollends geleert und, um dem Ganzen die Krone aufzuſetzen, nicht ohne den Wiener, boshaft genug, jetzt an ſeinen Ausruf, „dummer Böhme!“ erinnert zu haben. „Nit dummer Böhme! nit dummer Böhme!“ wiederholt er ſelbſtgefällig, die Thürklinke in der Hand haltend. Der czechiſche Wirth zwiſchen Prag und Thereſienſtadt iſt durch den

Soldaten aus der Kaserne also glänzend gerächt.

Wie dieser aus der Thüre in's Freie springt, treten aus dem Nebenzimmer zwei ächte Prager Bürger hervor, welche dort jedesmal ganz ruhig ihr „Backhahnerl“ verzehrt haben, durch den Lärmen, den der Wiener bei dem letzten Verluste macht, herbeigelockt werden, und sehr indignirt sind, daß man auf österreichischem Grund und Boden gewagt hat, Hazard zu spielen. Es koste neunhundert Gulden, sagen sie, und führen sehr verdächtige, naive Reden vom Denunciantendrittel. Der Reisende kann nichts thun, als das ihm noch übrige Geld zu benutzen, um sie für sich günstig zu stimmen, wozu ihm der Seidenfabrikant mit seinem letzten Zwanziger ein gutes Beispiel gibt. Jedenfalls aber werden sie sich später beruhigen, sobald der Soldat sich wieder aus dem Staube gemacht hat. Ihr Geschäft ist es nun noch, mit guter Manier den Wiener von dem Fremden zu trennen und diesem den Rath zu geben, sobald als möglich abzureisen, sich bis zu seiner Abreise auf dem Zimmer zu halten und sich Niemand anzuvertrauen, besonders nicht den Lohnbedienten, welche sämmtlich mit der Polizei in Verbindung ständen.

Das eben geſchilderte Nationalſchauſpiel ſoll ein Caſſaſtück der Prager Gauner ſein. Man hat mir einen Oberlandesgerichtsaſſeſſor genannt, der von Naumburg über Wien nach Italien reiſen wollte, und in Prag umkehren mußte, weil er hier ſein ganzes Geld für die Aufführung deſſelben hingab.

## 4.

### Prager Erinnerungen. Eine ſchöne Rathhausuhr.

Neben den nationalen Elementen machen ſich auch die eigentlichen hiſtoriſchen Erinnerungen in Prag überall geltend. Ja, bald kündigt ſich dem Auge des Reiſenden hier durch das Schild vor der Thüre ein Stubenmaler Ziska an, bald ſchaut dort ein Procop mit ſeinem jungen Weibe zum Fenſter heraus. Auf dem Hradſchin gab der Vergleich der neuen und der alten Ständekammer viel zu denken. Beide ſind kaum größer als ein Familienzimmer. In dem einen wird das Auge geblendet von der Pracht der mit rothem Sammet ausgeſchlagenen Lehnſtühle, in dem andern ſieht man nichts als weiße Wände und einige Eichenſchemel, von denen einſt die Männer ſich erhoben, welche die kaiſerlichen Räthe aus dem Fenſter warfen.

Von den übrigen Sehenswürdigkeiten in Prag fesselte mich am Meisten das Altstädter Rathhaus mit seiner kunstvollen, majestätischen Uhr, bei deren Anblicke ich fast zum ersten Male Gelegenheit hatte, mich der herrlichen Gewohnheit der südlicheren Städte zu erfreuen, das Einfachste und Unentbehrlichste, wie eine Uhr, einen Brunnen schön und reich auszustatten, und dadurch selbst das Bedürfniß zu schmücken und zu verherrlichen.

## 5.

### Zwei brennende böhmische Dörfer. Der Zigeuner winkt nach Ungarn hinein.

Wien.

Eine Nachtfahrt in Böhmen und Mähren auf der Eisenbahn zwischen Prag und Wien hat etwas Eigenes. Schon die Wagen auf der ersten Hälfte der Bahn sind eigenthümlich gebaut. Man steigt von hinten ein *) und sie werden in der Mitte von einem breiten Gange durchschnitten, an dessen beiden Seiten eine Reihe zellenartiger, hoher, enger Sitze hinläuft, deren jeder kaum für zwei Personen Platz hat und die den norddeutschen Kirchstühlen gleichen Auf dem breiten Gange gehen fast beständig während der Fahrt zu den verschiedensten Zwecken kaiserliche Beamte hin und her. Die Reisenden vertheilen sich in der Regel so, daß während der Nachtfahrt jeder.

*) Sie sind i. J. 1848 wohl etwas anders geworden.

allein in einer eignen Zelle, wie in einem großen Neste, verschwindet.

In der Abenddämmerung fuhren wir an zwei brennenden böhmischen Dörfern vorbei, welche kaum eine Stunde weit aus einander an der linken Seite der Bahn lagen; ein unschuldiger blutjunger katholischer Geistlicher aus Olmütz, der zum erstenmale auf der Eisenbahn fuhr, gerieth bei dem Anblicke ganz außer sich über die Bosheit der niedern Volksklasse, welche in Böhmen und Mähren durch Brandstiften schreckliche Verwüstungen anrichten soll.

Ein lieblicheres Bild zeigte sich mir am andern Morgen in der Gegend, wo die Nordbahn, einige Stationen vor Wien, der ungarischen Grenze nahe kommt. Ein noch junger und kräftiger Zigeuner, der mit seinem Weibe und vielen Kindern im Begriffe schien nach Ungarn hinein zu wandern, stand gleich seiner Familie im Felde und betrachtete den vorbeifahrenden Zug; mit der Linken hielt er einen Esel am Zaume, der mit seinen Habseligkeiten belastet war; mit der Rechten winkte er den Vorüberfahrenden und deutete nach den ungarischen Haiden.

In dieser Gegend wurden plötzlich die Rosse, welche man auf den Fahrwegen und Feldern neben

der Eisenbahn hintrieb, kleiner und flinker, die Stiere breitstirniger, schwerer, gewaltiger als bisher. Auch ein anderer Menschenschlag war es, der in den weiten Leinenhosen, die der Wind hin und her wehte, und in den mit wollenen Schnüren verzierten Hüten ihnen nachschritt. Die Gesichter wurden voller, schöner, heiterer; die Trachten leichter und flitterhafter. Der Fremde, der aus den norddeutschen Tannenwäldern kommt, fühlt sich hier zuerst lebhaft dem schönen Süden so nahe, und wie wenn im Frühlinge die Sonne das Eis schmilzt, so scheint sich hier vor seinen Augen Alles in leichtere, hellere, durchsichtigere und natürlichere Formen aufzulösen. — Auch an Musik fehlt es hier nicht, und so oft der Dampfwagen auf den letzten Stationen vor Wien anhält, wird er sicherlich von einer ärmlichen Menschenhorde mit Blasinstrumenten begrüßt, welche ihm noch lange nachspielt, wenn Jemand ein Paar Kreuzer hinauswirft, was aber auch oft unterbleibt, so daß die armen Teufel das leere Nachsehen haben.

## 6.

### Das Volk im Prater. Wiener Augenweide.

Wien, die Kaiſerſtadt, bildet in Wahrheit auch den Mittelpunkt des öſterreichiſchen Volkslebens. Welche andere deutſche Stadt hätte einen ſo großartigen Tummelplatz für dasſelbe aufzuweiſen wie die Wieſen und Wälder, die man hier den Prater nennt, mit ihren ungeheuern Heerden von Rehen? Freilich iſt der Prater im Grunde nur zur Beluſtigung des Wieners da, welcher das wilde, ſchöne Volksleben in den öſterreichiſchen Provinzen hier nur zu gern verſpotten ſiehet. So wurde, als ich ihn beſuchte, durch die Vorſtellungen in Schreiers Affentheater nicht nur die ungariſche Poſt, welche allerdings ihre ſchwache Seite haben mag, ſondern auch der ſchöne ſteyeriſche Nationaltanz verhöhnt. Das ungariſche Poſtweſen wurde gewiſſermaßen ſymboliſch dargeſtellt, denn es

kamen dabei nur Pferde und Affen, welche einen gewaltigen Lärm machten, aber kein Wagen auf das Theater. Ein ſchwarzes Rößlein, deſſen außerordentliche Kleinheit andeuten ſollte, daß es ein ungariſches ſei das übrigens noch viel kleiner war, als die ungariſch n Pferde, wurde in den Circus gelaſſen, in den die Bühne verwandelt war, und begann alsbald mit ſeinem Affen, der als ungariſcher Poſtillon gekleidet war, tüchtig herumzutraben. Bald aber kommt ein Vorſpannpferd, auf dem abermals ein Poſtillon reitet, und ſo fort, bis eine lange Reihe zuſammengeſchirrter Pferde im Gänſemarſche mit ihren Affen über die Bühne jagt. Je länger der Zug wird, um ſo wilder hört man hinter den Couliſſen die Peitſchen knallen, und um ſo größer wird die Schnelligkeit der Pferde. Es entſteht eine grenzenloſe Verwirrung, auf welche es eben abgeſehen iſt; die Pferde wollen endlich die Barrièren des Circus durchbrechen, dieſe ſind darauf vorbereitet und fallen über die Affen her. Die Pferde ſtürzen und während ſie ſich wieder aufraffen, fällt unter donnerndem Peitſchenknallen der Vorhang.

Widerwärtiger iſt der ſteyeriſche Nationaltanz. Ein Affenpaar, das ſich wunderbarer Weiſe ein ge-

wiſſes freies, naives Weſen angeeignet hat, betritt in der Volkstracht der ſteyeriſchen Alpen die Bühne und hüpft mit gleichen Füßen bei dem zauberiſchen Klange wirklicher ſteyermärkiſcher Melodien umher. Wie unangenehm indeſſen dergleichen den Fremden berührt, ſo mag doch die Kaiſerſtadt immerhin die Nationalitäten aus den Provinzen verſpotten, da es ſie ſelbſt als ihre eignen Elemente in ſich trägt. Und wenn auch die Steyermärker nicht, wie einſt Sokrates vor Ariſtophanes, als Zuſchauer vor den Affen ſitzen, ſo gehen ſie doch draußen unter den Eichen des Praters umher und ſchneiden den Wienern von großen fetten Käſen ab, welche ſie an über die Schultern gehenden Riemen auf einem Brete tragen, während andere Hauſirer (wenn man ſie in dieſen Waldungen ſo nennen kann!) Brod oder Wurſt feil bieten und die Kellner unter den Bäumen herumrennen, um die Fremden zum Niederſitzen auf den Bänken zu nöthigen, damit ſie ihnen Bier und Wein bringen können.

Wenn das Affentheater, welches ich auf ſeinen Wanderungen vor Jahren ſchon anderswo geſehen hatte, das aber nirgends als im Wiener Prater Bedeutung haben kann, — wenn das Affentheater dem

Wiener noch ſchmeichelt und ſich mit ſeinem Humor an ſeine Nachbaren in den ſteyermärkiſchen Alpen und auf den ungariſchen Haiden hält, ſo geht ihm dafür das Volkstheater, welches freilich draußen im Freien kein Eintrittsgeld von ihm verlangen kann, deſto kräftiger zu Leibe. Gewöhnlich geriethen in den Darſtellungen zwei Perſonen mit einander in Wortſtreit, bei welcher Gelegenheit dann allerlei kleine Schwächen der Geſellſchaft an den Tag kamen. Das Komiſche lag nun hauptſächlich darin, daß von den beiden Spielern, von denen ſichtlich in moraliſcher Hinſicht keiner höher ſtand als der andere, immer plötzlich Einer den Hofmeiſter des Andern machte und nöthigenfalls durch Prügel, welche dieſer auch ganz ruhig hinnahm, für die Gerechtigkeit im Stücke ſorgte. Zwei Perſonen zanken ſich um ein Mädchen. „Meine Thereſe!“ ruft der Eine aus. „Schon g'freit?“ fragt der Andere plötzlich ernſthaft. „Noch nicht, aber bald!“ Er muß mit Schimpf und Schande abtreten, während ſein Gegner, der auf den Einfall kam, dem Stücke zum Schluſſe ſo unerwartet die moraliſche Wendung zu geben, triumphirt.

Als unerbittlicher Feind der Bureaukratie und der Polizei iſt das Volkstheater bekannt. So kam in

einem der Stücke zu einem wunderlich ausstaffirten Bezirkscommissarius ein Schusterbub' mit einer Bestellung von seinem Meister. Auf die bei der Polizei hergebrachten Fragen, welche jeder Verhandlung vorangehen, gab er gar seltsame Antworten, z. B., daß sein Meister in der Straße hinundwieder wohne: denn man gehe darin hin und wieder; der Bezirkscommissarius fuhr auf, lachte das Publikum an, schüttelte mit dem Kopfe, setzte sich aber doch hin und schrieb das Wort in ein großes Buch. Bei dem Namen des Meisters fuhr er wieder auf, setzte sich jedoch abermals, um ihn aufzuschreiben, und eben so bei dem Stande des Meisters. Dasselbe Erstaunen, denselben Unwillen, dasselbe Kopfschütteln improvisirte er auch, als ihm von dem Baume, unter dem man spielte, eine Eichel auf den Kopf fiel; auch bei dieser Gelegenheit fuhr er auf und setzte sich dann wieder ruhig vor sein großes Buch. So spielen die Bäume mit am Wiener Volkstheater. Sehr oft hatte der Viertelscommissarius den Schusterbuben mit der gesetzlichen Strafe bedroht, weil er ihm den nöthigen Respect versage; am Schlusse des Stückes aber gab er bereitwillig einer höheren Nothwendigkeit nach, welche

verlangte, daß er durch den Schusterbuben von der Bühne geprügelt wurde.

Als Gegenstück zum Prater wurde Schönbrunn besucht. Wie dort zur Freude, so stimmt hier Alles, Natur und Menschen, zur Melancholie. „Ich bin hier selbst fremd“, antwortete mir eine Schildwache im Schloßhofe auf eine Frage. Vielleicht ein Italiener! dachte ich und suchte mir allein den Eingang durch eine Halle des Schlosses in den ungeheuern Garten.

Ich bin kein Freund von künstlich zugestutzten Hecken; aber der ganze beschnittene Wald mit seinem gelben Laubwerk verfehlte hier seines Eindruckes auf mich nicht, als ich auf dem langen Spazierwege, welcher leicht noch einmal so breit sein mag, als eine gewöhnliche Heerstraße, in ihm dahinschritt. Auf diesem Wege und durch einige kleinere Seitengänge folgte ich den Söhnen des Erzherzog Karl in einiger Entfernung zu einem Zwinger, wo ausländische wilde und zahme Thiere verwahrt werden.

In den Straßen Wiens umher zu wandern, ist ein großer Genuß, den selbst die Kaufleute durch geschmackvolle Schaustellung herrlicher Stoffe erhöhen. Die Tuchhandlungen z. B., weit entfernt von Allem was sie auf dem Lager haben, Proben ausstellen zu

wollen, hängen meistens nur Ein prächtiges Stück Tuch auf, welches in schönen Falten an dem hohen Schaufenster hinabfällt, über einen ganzen freien Platz hinwegglänzt und schon von Weitem die Käufer anlocken kann. Und dazu nennen sich diese Tuchhandlungen nach öffentlichen Personen des österreichischen Staatslebens, deren äußere Erscheinung als eine besonders glänzende gedacht werden kann, wie „Zum Primas von Ungarn"; oder sie nennen sich geradezu „Zum schönen Mädchen von —" u. s. w.

In den Stephansdom trat ich öfter, wenn ich von meinen Wanderungen durch die Stadt ermüdet war, und setzte mich unter die stillen Beter. Mochte ich nun aber zu viel an der Decke des Tempels oder an den Säulen umhergaffen, anstatt die Augen demüthig im Gebete niederzuschlagen: genug, es fand sich immer, daß der Kirchendiener da gerade die Bank abfegen mußte, wo ich eben saß; rückte ich dann weiter, so mußte er auch da fegen, während den Betenden ihre Plätze natürlich nicht streitig gemacht wurden. Und dies ist das einzige Mal gewesen, wo ich bisher in Oesterreich auf Bigotterie gestoßen bin.

## 7.

### Umſchau in Preßburg.

Preßburg.

In wenigen Stunden gelangte ich von Wien hieher. Als wir in die Nähe der erſten ungariſchen Stadt kamen, ſtieß ein Boot von dem Dampfſchiffe dahin ab, während dieſes ſelbſt mitten auf der Donau langſam fortſchwamm. Das Boot kehrte zurück und die Matroſen brachten in einem Tuche Trauben auf das Verdeck, welche auf dem Boden ausgebreitet und mit großem Behagen von dem im Kreiſe herumſtehenden Schiffsvolke verzehrt wurden. Sie waren größer, ſchöner und goldgelber, als ich je zuvor Trauben geſehen. Ich ſtand nicht weit von dieſer maleriſchen Gruppe mit einem nicht ungebildeten jungen Menſchen aus Neukirch im Königreiche Sachſen, mit dem ich eben die Donauufer betrachtete, welche bis Preßburg

zur Rechten steil und felsig, zur Linken eben und mit Fichten bewachsen sind. Der junge Mensch wollte zu einem Vetter im südlichen Rußland, der dort eine Handlung von deutschen Trompeten und Geigen errichtet hat und große Lieferungen an russische Regimenter besorgt. Der junge Sachse, welcher das deutsche Vaterland vollkommen heiter zu verlassen schien, soll bald das Geschäft des Vetters übernehmen. Möge es ihm gut ergehen bei deutschen Waldhörnern im südlichen Rußland!

Vor Preßburg verließ ich das Dampfschiff und ging in die Stadt. Mit der magyarischen Abstammung der schnurrbärtigen Kellner, welche im Gasthofe „zu den drei grünen Bäumen“ mit affektirter südlicher Lebhaftigkeit um mich herum sprangen, mochte es wohl nicht zum Besten bestellt sein, und über dem langgewichsten Schnurrbarte des Barbiers, welcher mit einem gewissen ungarischen Nationalstolze schweigend und etwas grob sein Amt verrichtete, leuchteten ein paar ächt deutsche blaue Augen mir entgegen. Als ich mich indessen zu einem Spaziergange durch die Stadt anschickte, begegnete ich zuerst einem ältlichen vornehmen Herrn, an dem die stolze, aufrechte Haltung und der schwerfällige Gang, so wie das schöne breite Voll-

mondsgeſicht den Magyaren verriethen. Mit ächt magyariſcher Ausſprache und Höflichkeit fragte er: „Von wo beliebt (geſprochen: belliebt) zu ſein?“ und nachdem er ſo, ein freier Lingar, mit dieſer Frage meine Heimath und Geburt in mein Belieben geſtellt, wies er mich mit einer bogenförmigen Handbewegung, in der eine gewiſſe Grazie und unendlich viel Wohlwollen lag, zurecht.

Wer Preßburg zuerſt in der Gegend der Nonnenbahn beträte, wo auch das evangeliſche Lyceum ſich befindet, würde nicht ahnen, welch eigenthümliches Leben ſich in dem untern Stadttheile entfaltet. Dort hohe Häuſer und enge, krumme, bergan gehende Gaſſen, welche einigermaßen an deutſches Mittelalter erinnern; hier, näher an der Donau, auf dem Markte Feigen, herrliche Trauben und große grüne Waſſermelonen aufgeſchichtet, die Häuſer klein und meiſt einſtockig, die Straßen breit, nomadiſch, zum Durchtreiben großer Heerden wie geſchaffen. An manchen Stellen ſieht man vor den Bauerwägelchen die kleinen ungariſchen Pferde, deren hier bei Tage ſtets unzählige durch einander halten, ſtehen und graſen. Ueberall ſtarren auch dem Vorübergehenden die gewaltigen Hörner der prächtigen Zugochſen entgegen,

welche zu beiden Seiten der breiten Stirne ſich in einem ziemlich regelmäßigen ſtumpfen Winkel ausdehnen. Unter dieſem Vieh ſieht man die ſlovakiſchen Landleute in ihren maleriſchen Trachten umhergehen, deren ſtattlichſtes Stück die Decke von grober weißer Wolle iſt, welche ſie als Mantel tragen; dazu die breitkrempigen Hüte, deren Durchmeſſer nicht viel geringer iſt, als der Umfang der Hörner, die den Kopf ihrer Stiere ſchmücken.

Grüne Büſchel, die von manchen Häuſern aus an langen Stangen bis in die Mitte der breiten Straßen hinein reichen, und zwar oft ſo niedrig, daß man fürchtet, die Reiter möchten ſich daran ſtoßen, bezeichnen dieſen Landleuten ihre Wirthshäuſer. In ein ſolches Haus trat ich, ſetzte mich mitten unter die Gäſte und ließ mir eine Speiſe bringen, die für ſie bereit gehalten wurde. Es war gekochtes Hühnerfleiſch in einer dicken grauen Brühe, wie es ſchien ein Leibgericht der Bauern. Jeder von ihnen hatte ſeine „Halbe“ Wein vor ſich ſtehen; eine Harfe und eine Geige muſicirten. — Mitten unter den Männern ſaß eine ältliche Frau; ihre Züge waren gewiß einſt ſchön geweſen, und es lag etwas darin von der Weisheit der Zigeunermütter. Doch blieb ihre Abſtammung

ungewiß, denn wenn gleich mein Nachbar ſagte, ſie ſtamme aus Egyptenland, ſo hatte ſie doch in ihrem ganzen Weſen zu viel Milde, Haltung und Sitte, um ohne Weiteres für eine Zigeunerin gelten zu können. Ein eigenthümliches Geſchick ſchien aus ihr unter dem wilden Völkergemiſch Ungarns auch etwas Eigenes gebildet zu haben. So übte ſie auch auf die Männer (es waren zufällig meiſt ältere zugegen) einen eigenthümlichen Reiz. Einem Fünfziger beſonders ſchien in ihrer Nähe ſehr wohl zu Muthe zu werden. Alle rückten um ſie her; ſie ſchien die Huldigung der Männer, auf denen ihr kluges Auge ruhte, nicht ungern zu ſehen, benahm ſich aber mit Anſtand und Beſcheidenheit; ſie ſchlug es nicht aus, wenn man ihr zutrank, aber ſie nippte kaum von dem Wein. Sie allein unterhielt den Kreis, wobei ſie, ſo viel die Muſik mich hören ließ, aus einer Sprache in die andere überſprang. Endlich ſtimmte ſie ein Lied an. Alle lauſchten geſpannt, aber Niemand ſtimmte mit ein. Die Muſikanten, gewöhnliche Preßburger, hörten auf zu ſpielen, als ſie begann; dann verſuchte die Harfe wiederholt einzufallen, aber es gelang nicht. Die Melodie mußte auch ihnen ſehr fremd vorkommen, wie mir. Die Worte ſeien deutſch, bemerkte mein

Nachbar; doch verstand ich wegen der sonderbaren Betonung nicht eine Sylbe. Kurz nachdem das Lied geendet war, stand die Frau auf, bezahlte den Wirth und ging allein zur Thür hinaus, wie es schien, um gleich den andern auf's Land zurückzukehren.

Um die Mittagsstunde brachen die meisten Landleute auf und ich sah einigen von ihnen, unter dem grünen Büschel vor dem Wirthshause stehend, noch lange nach, wie sie von ihren schwerfälligen Stieren, die sie ganz sich selbst überließen und nicht einmal an einer Leine hielten, auf dem breiten Wege unglaublich langsam dem Thore zugeführt wurden. Der Weg, der sich immer in gerader Linie fortzog, schien sich gegen das Ende der Stadt zu, mehr aber noch vor der Stadt selbst immer noch zu erweitern. Dieser Anblick beschäftigte meine Phantasie auf das Lebhafteste, und ich sah im Geiste die Straßen wie Ströme, welche von allen Seiten Regenbäche in sich aufnehmen, wachsen, bis sie endlich im Innern von Ungarn, wie bekannt, oft meilenbreit werden, oder sich ganz in den Heiden verlieren.

Je mehr der Tag sich neigte, um so mehr verschwand das Landvolk, und als der Vollmond auf-

ging, kam es mir vor, als beſcheine er eine ſo deutſche Stadt, wie ich ſie jemals an den heimatlichen Ufern der Saale und Elbe geſehen. Es waren nur vereinzelte Erſcheinungen, die noch an Ungarn erinnerten. So ritt gegen Sonnenuntergang, als zahlreiche Spaziergänger über die Donaubrücke nach der ſogenannten Aue zogen, langſam ein junger Menſch auf einem ungariſchen Rößlein zwiſchen ihnen durch in die Stadt; ſeine ganze Kleidung beſtand in dem ungariſchen Hemde, deſſen Faltenreichthum bewies, daß er keineswegs der Hefe des Volks angehörte, und aus den weiten leinenen Hoſen. Da dieſe ohne Stege ſind und auch dem Sattel die Steigbügel fehlten, ſo ſaß der Burſche ſo frei und leicht zu Pferde, wie es einem Reitervolke geziemt, das ſich die Pferde, wenn es ihrer bedarf, friſch auffängt von der Heide, wo ſie nur ungefähr gezählt umherirren, und das der edeln Natur ſeiner Roſſe Jahrhunderte hindurch wenigſtens die größere Hälfte ihrer Wildheit mit Freuden gegönnt hat. — Später begegneten mir noch, aus kurzen ungariſchen Pfeifen ſchmauchend, drei Bauern zu Fuße, welche an den Reiterſtiefeln mit Sporen als ächte ungariſche Edelleute kenntlich waren. Sie kamen von der Donau, wo ſie vermuthlich auf einem Kahn oder Segel-

ſchiffe Kukuruz und andere Landesprodukte ſtromaufwärts geführt hatten.

Die Wirkſamkeit der Polizei iſt, wie überall in Ungarn, ſo auch hier, ſehr beſchränkt. Etwa um dieſelbe Zeit, wo in Wien ein Menſch erſchoſſen wurde, der an einem Wachpoſten vorbei rauchte, wurde auch in Preßburg das Rauchen in der Nähe der Schildwachen verboten. Nun ruft hier ein Poſten den vorübergehenden Raucher, der ihm die Dampfwolke gerade in's Geſicht bläst, deutſch an; der zuckt die Achſeln, verſteht nicht deutſch, und geht vorüber. Der nächſte Poſten ruft einen Raucher ungariſch an; er ſchüttelt den Kopf, verſteht kein Ungariſch, und geht vorüber. Dort gebietet nun gar ein Slovak einem Vorübergehenden, die Pfeife aus dem Mund zu nehmen; er ſieht ihn mitleidig an, verſteht nicht ſlovakiſch, und ſetzt ruhig ſeinen Weg fort. So war in wenigen Tagen die polizeiliche Neuerung, welche wahrſcheinlich von der ungariſchen Hofkanzlei in Wien veranlaßt war, durch die Oppoſition der Raucher weggeblaſen wie Spreu vor dem Winde.

Um eine Adreſſe zu erfragen, begab ich mich auf's Rathhaus, wo man mir ſehr höflich ſagte, es ſei hier nicht Sitte, eine Liſte über die Einwohner zu führen.

Dennoch liegen auf den Zimmern in den Gasthöfen sogenannte Meldezettel, Jelentési czédula, umher; wenn es ihm beliebt, mag der Reisende sie unterschreiben, aber Niemand erinnert ihn daran, wenn er es unterläßt, und der beschriebene Meldezettel wandert etwa in die Küche, niemals auf die Polizei. In Pesth bekommt man diese österreichischen Meldezettel bereits gar nicht mehr zu Gesicht. — Die Preßburger Post ist eben so großartig angelegt und in eben so viele Fächer getheilt als die Wiener; doch geht es in den einzelnen Abtheilungen ziemlich ungarisch und patriarchalisch zu.

## 8.

**Der Vollmond über dem Weinberge der Matrone. Die Capuziner. Der Calvarienberg. Ungarische Christusköpfe. Eine Sage von Maria Thereſia.**

Am folgenden Tage bezog ich das gaſtliche Haus des deutſchen Profeſſors S. — denn ſo, wie es in Holtei's „vierzig Jahren“ heißt, möge es auch hier heißen. Die Mutter der Profeſſorin S. bewirthſchaftet in der Vorſtadt einſam mit ihren „Hauern“ einen Weinberg. Hauer heißen hier die Winzerknechte, der Kern der arbeitenden Volksklaſſen von Preßburg, ein kräftiger deutſcher Menſchenſchlag in der Fremde, der viel Aehnlichkeit mit dem der Sachſen in Siebenbürgen zu haben ſcheint. — Auf den Gipfel des ſteilen Weinbergs kam die hochbetagte Frau ihrem Enkel und mir nach, und brachte Feigen, die ſie zwiſchen ihren Reben geerntet hatte. Als wir die Stufen zuſammen herabſtiegen, ging gerade vor uns über der

Donau wieder der Vollmond auf und beleuchtete die Gegend. Bei dieſem Anblick begann die Matrone ihr Leben zu preiſen, das unter dieſem milden Himmel ſtill und ländlich verfloſſen war. Freilich mag das Menſchenleben hier ſchön ſein, beſonders zur Weinleſezeit, wenn oben auf den Bergen helle Feuer durch die Nacht lodern und unten der junge Ungarwein von der Kelter rieſelt — Unter dem Thore des ſtattlichen Gehöftes lag ein grünes Reiſigbündel, welches jeder Weinbergbeſitzer auszuſtecken das Recht hat. Wo es ausgeſteckt wird über einem Winzerhauſe, verſammelt ſich alsbald eine Schaar von „Hauern“ und ärmeren Bürgersleuten, welche ſich für wenige Kreuzer reichlich mit Weine laben, und man ſieht ſie alsbald unter dem Thorwege oder auf dem Hausflur manche bunte Volkſcene improviſiren, denn ein Zimmer ihnen einzuräumen iſt nicht Sitte. Nach einigen Stunden gehen ſie aus einander und das Reiſigbündel wird wieder bei Seite gelegt.

Kaum eine Viertelſtunde von dieſem Weinberge entfernt in den Schluchten zerſtreut, welche die wellenförmigen Abhänge der Karpathen nach den Heiden zu bilden, liegen die „Batzenhäuſ'l“, drei niedrige, mit Stroh gedeckte Bauernhütten, deren Beſitzer einige

Erfrischungen feil halten für die Deutschen, welche sich an diesem wildromantischen Orte bei frischem Gerstensafte, besonders an schönen Mondscheinabenden, gern zu einem Tabakskollegium vereinen, um von der Heimat jenseits der Karpathen zu plaudern, und für die Mönche, die an heitern Nachmittagen hier ihr Wesen treiben. Junge schlanke Kapuziner sieht man hier in ihren langen braunen Kutten, zum Theil das Auge mit Brillen bewaffnet, Kegel schieben, während die feisten älteren Herren mit den Wirthen in den engen niedrigen Stuben sitzen und Karten spielen.

Auch der Calvarienberg ist hier in der Nähe. Wie überall von den Calvarienbergen aus hat man auch von diesem die schönste Aussicht nach allen Seiten hin. Hier wie an andern Wallfahrtsorten hat der Ungar unter Glas und Rahmen einfach seinen Christuskopf aufgestellt, den er mit rührender Kunstverachtung einfach auf ein Blatt Papier malt und der einem gutmüthigen Magnaten gar nicht unähnlich sieht. Unter der Hand des ungarischen Malers verwandelt sich die Liebe auf dem Gesichte des Erlösers in jene behagliche Bonhommie, von der man freilich kaum mehr und kaum weniger sagen kann, als daß sie keinem Menschen etwas zu Leide thut. Dieses

Wohlwollen betet der Ungar zu seiner Beruhigung in dem wilden Lande als die Gesichtszüge seines Erlösers an, seit er nicht mehr die leuchtende Sonne, die über den Heiden brennt, als seinen Gott verehrt. Unter dem Christuskopfe in der kleinen Kapelle auf dem Gipfel des Calvarienberges stehen die rührenden Worte: „Der Maler und sein Vorgänger bitten um einen (sic) Vater unser und Ave Maria.“ Ergreifender sind freilich noch die mit Bleifeder gekritzelten Worte: „Ein armer Soldat bittet um ein Vater unser für seine Seele“, die sich in einer der einsamen Waldkapellen finden, welche vom Calvarienberge aus zu einer Wallfahrt etwas tiefer in's Gebirge einladen.

Auf der entgegengesetzten Seite der Stadt liegt der Schloßberg. Noch von der Erzherzogin Christine wurde das Schloß bewohnt und eine liebliche Sage verherrlicht das schöne Verhältniß, in dem diese zu ihrer Schwester, der Kaiserin Maria Theresia, stand. Beide sollen fortwährend durch eine Brieftaube korrespondirt haben, und darum sieht man noch jetzt auf dem Fenstersimse vor dem Zimmer der Erzherzogin oft eine weiße Taube sitzen. — Zu ihr auf's Schloß war oft die Großmutter des Professors S., eine wohlhabende Bürgersfrau, gekommen, um aus ihrem La-

den in der Stadt Spitzen feil zu bieten. Dann pflegten die Frauen, da ſie verſchiedener Confeſſion waren, ſich, beſonders wenn die Kaiſerin zugegen war, mit ihren Geiſtlichen zu necken. Maria Thereſia und Chriſtine warfen der evangeliſchen Bürgersfrau vor, ihr Luther ſei einmal irgendwo eine Wurſt ſchuldig geblieben (beiläufig geſagt, einer der populärſten Gründe, welche das Volk in Ungarn und Oeſterreich gegen den Proteſtantismus hat), und daß die proteſtantiſche Spitzenhändlerin es nicht an ſpitzen Reden über die Mönche fehlen ließ, läßt ſich denken.

## 9.

### Die Slovaken.

Um den Lehnſtuhl der Frau Profeſſorin, von welcher Holtei zahlreiche Briefe mittheilt, die ein liebliches Bild geben von dem Stillleben einer deutſchen Familie im fremden Lande, verſammelt ſich abendlich eine ausgewählte Geſellſchaft. Man ſieht hier die erblindete Erzieherin mehrerer Mitglieder der kaiſerlichen Familie an der Hand der edlen Gräfin H. erſcheinen, während ſich zu dem Gatten und dem Sohne, zwei begabten Dichtern, ein eifriger Politiker geſellt, den das Volk den „Kaiſerdoktor“ nennt.

Auch der Slave Stur*) geſellt ſich nicht ſelten

*) Stur hatte in neuerer Zeit an der Begründung der für Oeſterreich überaus wichtigen »Slovanska lipa« (ſlaviſche Linde) bedeutenden Antheil. Der Name derſelben iſt von ihm.

zu diesem deutschen Cirkel: eine hohe jugendliche Gestalt, welche in ihrem ganzen Wesen ein schönes ideales Pathos ausspricht. Stur steht an der Spitze der nationalen Bestrebungen der Slovaken, ja er hat, in noch jugendlichem Alter aus Deutschland zurückkehrend, diese Bestrebungen selbst erst geschaffen, indem er die Sprache der Slaven in Ungarn, welche bis dahin böhmisch schrieben, plötzlich zur Schriftsprache erhob. Gern schloß sich die Jugend ihm an, wie sehr auch — den Panslaviſten Collár an der Spitze*) — das

*) Collár in Pesth, welcher Stur zur Erlangung seiner Concession behilflich gewesen war, schrieb ganze Bände gegen das frevelhafte Unternehmen, das Czechische, in dem er selbst alle seine Schriften verfaßt hatte, durch diese rauhe Gebirgssprache zu verdrängen. Collár hat bekanntlich den Panslavismus erfunden, in den er sogar das Russenthum zu verweben wußte. Schon Huß, sagte er, als später einer meiner Bekannten in Pesth mich zu ihm führte, habe eine czechische Bibelübersetzung begonnen, und er beklagte sich bitter, daß das Volk ihm jetzt seine Kanzel (er ist Prediger) mit slovakischen Schimpfworten beschmiere. Die Sprache der Slaven in Ungarn, welche selbst wieder in verschiedene Dialekte zerfällt, von denen Stur natürlich nur Einen zur Schriftsprache erheben konnte, verhält sich seiner Meinung nach überhaupt nur zu dem Böhmischen, wie etwa das Plattdeutsche zum Hochdeutschen. Abgesehen nun aber davon, daß unser Plattdeutsch zuweilen eine Kraft und einen Wohlklang

Alter protestirte. „Eheu! miser ego pater! lingua barbarica scribis!“ so schrieb ein alter slovakischer

---

enthält, von dem das Hochdeutsche keine Ahnung hat, weshalb es mir keineswegs unbedingt verwerflich erscheinen würde, wenn man sich in Schriften für das Volk zuweilen desselben bedienen wollte, hinkt dieser Vergleich ohne Zweifel deswegen, weil das Böhmische und das Slovakische nicht in Einem Lande neben einander gesprochen werden. Denn die Gebildeten unter den Slaven Ungarns sprechen, von den Sturianern abgesehen, mehr deutsch und lateinisch als czechisch. Ja man behauptet, daß dieses in Ungarn nirgends eigentlich rein gesprochen wird: die katholische Geistlichkeit predigt geradezu slovakisch, und die reformirten Prediger bedienen sich meist eines Gemisches von Böhmischem und Slovakischem. Dazu kommt, daß von den in czechischer Sprache erscheinenden Schriften selbst ungarischer Schriftsteller durchschnittlich nur zehn bis fünfzig Exemplare in Ungarn abgesetzt werden, von den slovakischen aber, welche freilich meistens auch durch den billigen Preis für das Volk berechnet sind, neun Hundert bis drei Tausend. Uebrigens erfuhr ich, daß Collár selbst sich in einer italienischen Reisebeschreibung früher dahin ausgesprochen, daß das Slovakische dem Böhmischen vorzuziehen sei, und daß er selbst eine slovakische Predigt habe drucken lassen, was aber damals keinen Anklang fand, vermuthlich weil es nur ein sprachliches Experiment war und mit consequentern Bestrebungen für die slovakische Nationalität, welche sich erst später geltend machten, nicht in Zusammenhange stand. — Im Uebrigen bin ich natürlich nicht im Stande,

Pfarrer aus den Karpathen seinem Sohne zurück, als dieser zum ersten Male einen slovakischen Brief nach Hause sandte. Sturs Wohnung in Preßburg wurde gleichsam der Mittelpunkt aller slovakischen Kultur. Als ich ihn eines Tages besuchte, lag im Vorzimmer eine Anzahl schwerer Tornister: sie waren von Studenten, welche nach Vollendung ihrer Studien aus Deutschland zurück erwartet wurden, an die Expedition der von Stur herausgegebenen slovakischen Nationalzeitung (slovensky novini) adressirt. Daß die slovakische Schriftstellerei noch keinen großen Gewinn abwirft, läßt sich denken; die jungen Slaven meist Kandidaten, welche bei der Stur'schen Zeitung beschäftigt sind, führen ein wahres Ascetenleben, fleißig, sparsam und häuslich. Ein gewaltiger Sack mit ungarischem Tabak, der für Alle im Redaktionszimmer steht, umschließt alle ihre Luxusbedürfnisse. Für den schweren Anfang der Zeitung und somit der slovaki-

---

ein Urtheil über die Erhebung dieses Karpathendialektes zur Schriftsprache auszusprechen. Doch ist es bemerkenswerth, daß selbst Böhmen, welche in Ungarn leben, sich nicht der Collár'schen, sondern der Stur'schen Richtung angeschlossen haben. So der Lehrer Kadávi in Pesth, ein sehr populärer Schriftsteller.

ſchen Literatur überhaupt war Sturs Schweſter aus den Karpathen gekommen, um für das ganze Mitarbeiterperſonal hauszuhalten und zu kochen. — Jetzt hat man in der That bereits eine kleine ſlovakiſche Literatur. Ein orthodoxer Pfarrer *) gab kürzlich ſeine Stelle auf, um ſlovakiſcher Literat zu werden; junge Leute ſparen, um ſich das von ihm herausgegebene Taſchenbuch Mitra zu kaufen. Auch an Polemik fehlt es nicht, wobei vorläufig Perſönlichkeiten nicht ausbleiben können, die man jedoch wegen ihrer Friſche und Naivität der jungen Literatur wohl verzeiht. Hier ein Beiſpiel. Ein alter und ein junger Geiſtlicher, beide aus den Karpathen, ſtreiten ſich in einer theologiſchen Angelegenheit; nun wirft der alte dem jungen ſeine Jugend vor: er habe vor Kurzem noch das Ränzel getragen, d. h. ſtudirt; der junge, nicht faul dieſen Vorwurf zurückzugeben, antwortet, der Alte trage das Ränzel ſein Leben lang: — er hat nämlich einen Buckel.

Durch das Feuilleton der Nationalzeitung hat Stur ſeinem Publikum auch bereits eine kleine Schaar

*) Hurban. 1848 und 1849 führte er bekanntlich ein ſlovakiſches Freicorps gegen die Magyaren.

von Novelliſten und Lyrikern vorgeführt. „Dieſer iſt unſer wahrer Balladendichter!“ ſagte er lachend, als ich mich nach dem Verfaſſer eines Gedichtes in der jüngſten Nummer ſeines Blattes erkundigte. Er läuft Nachts in den Karpathen umher, zündet dort große Feuer an, und wenn dann, aufgeſcheucht, die Raben in dichten Schaaren ihn umkreiſen, läuft er entſetzt davon, weil er an Geſpenſter glaubt, was freilich von dem erſten Balladendichter einer jungen Literatur, in einem Lande, wo noch eine ſo glückliche Unmittelbarkeit vorherrſcht wie in Ungarn, nicht mehr als billig iſt.

Dieſe ſlovakiſchen Dichter knüpfen vielfach an die Sagen ihres Landes an mit ihren Erzählungen, und ihre Gedichte nähern ſich im Tone und in der Haltung den Volksliedern ihres Stammes. Ueberall, ſowohl in den ältern als in den neuern Liedern lauert eine tiefe Schwermuth hinter dem heiterſten Genießen des Augenblicks, überall klagendes Liebesgeflüſter, überall leichtes Koſen und Spielen, ſelbſt mit dem Tode. Gib Gott, daß ich nicht ſterbe, bevor ich meine Schulden gezahlt: der Wirthin eine Halbe Wein und dem Liebchen einen Kuß, betet der Burſche im Volksliede. Oder er klagt: meine Jugend ſchwindet wie

der Stein, den ich in die Donau werfe: ein schönes prächtiges tief melancholisches Bild. Aber bald ist er wieder bereit, die Gelegenheit beim Schopfe zu nehmen: denn ein Mädchen steht am Brunnen und tränkt einen Schwan; sag', Mädchen, gefall' ich Dir? fragt er, hinzutretend. — Präcision, Lieblichkeit der Bilder und Keckheit der Situationen, welche den ältern Volksgesängen eigenthümlich sind, erstreben auch die lebenden Dichter, welche freilich auch nur an das slovakische Volkslied anknüpfen können, ohne den Boden fremder Literaturen zu betreten.

Nicht minder zart als die Volkslieder sind auch die Sagen und Gebräuche der Slaven in Ungarn und den angrenzenden Ländern. Dalmatische Hirten, wenn sie im Herbste die Wälder mit ihrem Vieh verlassen, halten plötzlich ihre Schafheerden an, denn sie meinen so das Klagen der Bäume über ihr Scheiden zu hören, eine Sitte, mit der sich an Tiefe des Naturgefühls wohl nur jene westphälische messen kann, der zufolge die Bauern eines gewissen Dorfes sich jeden Todesfall der Reihe nach ansagen, bis der letzte in den Wald geht und ihn einer Eiche ansagt. *)

*) Ueber die Schönheit der slavischen Sagen und Volkslieder im Allgemeinen noch mehr zu reden, wäre

ganz überflüſſig. Wir machen aber auf die Großartigkeit eines im Preßburger »Donauhafen« überſetzten »Hochzeitlieds beim Ceolotanze« aufmerkſam, welches wir zu den tiefſinnigſten Offenbarungen des Volksgeiſtes rechnen, die wir kennen. Hier prahlt der Held: kein ſchöneres Weib ſei auf der Welt als ſeins, ſelbſt nicht die weiße Wila im Hain, der weibliche Waldgeiſt der Slaven, könne ſich ihr vergleichen. Da kommt die weiße Wila aus dem Walde auf den Hof des Prahlenden und fordert ihn auf, ſein geprieſenes Weib heraus zu führen und ihr gegenüber zu ſtellen. Nun aber feiert das echt Menſchliche einen großartigen Triumph über die, wenn auch noch ſo reizende Waldurſprünglichkeit, denn die Wila ſieht nun ſelbſt die Wahrheit der Behauptung des Helden ein und ſpricht:

Leicht haſt du's, Held, zu rühmen dich,
Daß deine Gattin ſchöner iſt
Als ich, des Waldes Wila bin!
Sie hat die Mutter geboren,
Hüllt' ſie in ſeidene Windeln ein,
Säugte ſie ſüß mit Muttermilch.
Mich hat der Wald geboren,
Hüllte in grünes Laub mich ein.

So führt die Wila den Vergleich noch eine Zeit lang fort, dann kehrt die Beſiegte in ihren Wald zurück.

## 10.

### Die Magyaren und die Zigeuner.

Die Slovaken haben unter ſich keine Ariſtokratie und ſie mögen Urſache haben, die ungariſche zu ſcheuen, welche trotz ihres Liberalismus doch noch gar zu viel natürliche Wildheit hat. Eine wie hohe Meinung der Magyare auch von ſeiner Freiheit hat, ſo weiß er ſie doch noch nicht immer von Geſetzloſigkeit zu unterſcheiden. „Ich nehme mir die edle Freiheit, Sie um zwei Thaler zu bitten“, ſoll ein Jäger in der Nähe von Preßburg zu einem Fremden geſagt haben, indem er ihm ſeine Büchſe vorhielt. Unter den magyariſchen Edelleuten aber gibt es ſolche, welche ſich vor den Gäſten in den Wirthshäuſern der Grauſamkeiten rühmen, die ſie zu Hauſe gegen ihre Bauern ausgeübt. Einer von ihnen rühmte ſich, daß er

Alles niederſchieße, was er auf ſeiner Wildbahn finde, Menſchen wie Thiere. Ein Anderer, der im Wagen an ſeinem Vogelherde vorbei kam, wo eben die Bauern Vögel auslöſten, band ſeine Pferde hinter den Wagen und ſpannte die Bauern vor die Kutſche, ſetzte ſich dann mit den gefangenen Vögeln, die er auf den Schooß nahm, hinein und peitſchte die Bauern einen ſteilen Berg hinauf bis vor ſeine Wohnung.

Auch gibt es hier ſogenannte Unglücksfamilien, auf denen ein ſchwerer Fluch zu ruhen und in denen Mord und Todſchlag erblich zu ſein ſcheint. — Der Vater droht der Mutter, ſie zu erſchießen, wenn ſie ihm keinen Sohn gebiert. Sie bringt einen Sohn zur Welt, und dieſer erſchießt in reiferem Alter den Vater. Ein Enkel jenes Erſten empfing kürzlich in ungariſchem Nationalcoſtüm ſein Urtheil vor Gericht wegen eines andern Verbrechens und ſchwur, ehe er in Ketten zum Gefängniſſe zurückgeführt wurde, den Geſetzen furchtbare Rache. Schon früher hatte er ſeinen Jäger ſtatt des Hundes in einen Sumpf gehetzt, um eine geſchoſſene wilde Ente herauszuholen, und nach ihm geſchoſſen, um ihn zum Untertauchen zu nöthigen. Auch hatte er einſt dem Reize, einen Schieferdecker, der an ſeinem Dache hing,

aus der Luft zu ſchließen, nicht widerſtehen können. Woher nun all dieß Unheil? Einer der Vorfahren dieſes Hauſes, der über eine große Heide fuhr und einen bettelnden Zigeuner mit der Peitſche in's Geſicht ſchlug, iſt von dieſem verflucht worden: — ſo erklärt das Volk. — Von manchen feinen jungen Leuten, welche in den erſten Geſellſchaften eine Rolle ſpielen, iſt es allbekannt, daß ihre Großväter auf längere Zeit verſchwunden waren, um ihre zerrütteten Familienverhältniſſe als Räuber zu verbeſſern; ja ein Unbekannter auf dem Dampfſchiffe wollte ſogar wiſſen, daß der berühmte ungariſche Räuberhauptmann Sobry als einer der Großen des Landes und als Mann von politiſcher Bedeutung, auf ſeinen Gütern lebe. Selbſt diejenigen von dieſen Großen, deren eigenes Leben vollkommen rein und fleckenlos daſteht, laſſen ſich in ihren Handlungen ſelten durch Recht und Geſetz, ſondern in der Regel nur durch die Großartigkeit ihres ſchönen Nationalcharakters leiten, und verletzen durch ihre Großmuth und durch das ihnen angeborene Wohlwollen nicht ſelten Geſetze, Recht und öffentliche Sicherheit. Liebenswürdig iſt die Bonhommie des katholiſchen Vicegeſpans, welcher einen lutheriſchen Studenten, den er als fahrenden Schüler

kennen lernte, zu seinem Schullehrer machen wollte. „Hat unser Feldhüter so lange unsere katholischen Kinder unterrichtet,“ rief er aus, „warum sollte es nicht auch ein lutherischer Student können?“

Eine wildromantische Schöpfungszugabe zu der magyarischen Nationalität sind die ungarischen Zigeuner. Die Magyaren selbst haben keine nationale Musik. Die Zigeuner dagegen, ein Wandervolk ohne eigene historische Erinnerungen (sie selbst kennen kaum den Namen eines oder des andern von ihren Vorfahren), das seit Jahrhunderten unter fremden Völkern in tiefem Frieden vom Wahrsagen und von kleinen Diebstählen lebt, die sich nicht zur gerichtlichen Verfolgung eignen — sie haben sich in Ungarn so in das Wesen der Magyaren hineingelebt, daß sie jene feurige Musik schaffen konnten, welche in ihren Melodien dasselbe so wunderbar tief wiederspiegelt, wie dieß in der Racoziweise der Fall ist. Der Strich des geigenden Zigeuners hat etwas ganz Eigenes und läßt sich mit nichts vergleichen. In neuester Zeit haben deutsche Spekulanten auf den ungarischen Heiden ein Orchester von Zigeunern zusammen gelesen, mit dem sie selbst in Paris großes Aufsehen erregten. Die Zigeuner, welche ihnen folgten, sehen dann gar stattlich aus, klei-

den ſich höchſt ſorgfältig und modiſch, wenn auch etwas bunt, glänzen mit goldenen Uhren und Ringen, gefallen beſonders den Damen ungemein, bleiben aber Vagabunden wie auf ihren Puszten bei Ketskemet und Debrecin. Sobald ſie ſich einiges Vermögen erworben haben, emancipiren ſie ſich von dem deutſchen Muſikdirektor, wiſſen aber dann ihre Truppe nicht mehr zuſammen zu halten, zerſtreuen ſich allmählich, fallen einzeln in den großen Städten der Polizei in die Hände und gehen traurig unter. — Nur Einer, der im Auslande mit einem angenommenen Namen als Virtuoſe geglänzt hatte, kehrte mit dem Erſparten nach Ungarn zurück, kaufte ſich dort in einer Heide einen Bauernhof und lebte ſtill und ordentlich. Zufällig war er eines Tages verreiſt, als der Edelmann, dem das Dorf gehörte, in welchem ſein Bauernhof lag, nach ihm ſchickte. Weil er nun erſt am andern Tag erſchien, ſo ließ der Edelmann ihn prügeln, und hierüber grämte der Zigeuner ſich zu Tode.

## 11.

### Die Deutschen und die Schulen.

Es war in demselben Jahre, wo Karl Beck's Nächte erschienen, als ich zuerst mich lebhaft für Ungarn zu interessiren anfing. Die Worte:

Aus dem Lande der Magyaren,
Aus dem Land der süßen Trauben
Kam ich jung und unerfahren
In das Land der Eichenlauben,

machten einen großen Eindruck auf den jugendlichen Leser. Beck hatte eine ganz neue Welt aufgeschlossen, welche uns mit ihren Heiden, ihren Rößlein, ihren Roßhirten und Zigeunern vollkommen zu fesseln verstand. Was war natürlicher, als daß wir für die magyarische Nationalität das größte Interesse empfanden? Was kümmerten uns die übrigen Völkerstämme in Ungarn? wir liebten das schöne Land nur um der „freien Ungarn" willen.

Selbst auf die Deutschen wurde ich — und es scheint mir, daß ich hier nicht bloß von mir rede, sondern daß die Stimmung vieler Deutschen über dieses Land denselben Entwickelungsgang nahm — selbst auf die Deutschen in Ungarn wurde ich erst einige Jahre später aufmerksam. Ein Sohn dieses Landes, dessen ganze Erscheinung das Bild, das ich von Ungarn und seinen Bewohnern mir gemacht hatte, auf eine wahrhaft wunderbare Weise bestätigte, protestirte auf das Feierlichste dagegen, daß ich ihn als einen Magyaren betrachtete. Er sei zwar in Ungarn geboren, aber deutschen Stammes, versicherte er sehr ernst. — Auch Beck ist später von seinem Magyarenthume zurückgekommen.

Die Deutschen in Ungarn aber haben überhaupt eine sehr schwierige Stellung. Dieselbe ist keineswegs im ganzen Lande, wie die der herrlichen Sachsen in Siebenbürgen, durch Herkommen und Sitten, Verfassung und Recht gesichert. Sie sind im Lande nichts für sich selbst, ihre Stellung wurzelt in Wien.

Leider ist es nur zu gewiß: die Deutschen in Ungarn haben noch immer keine andere Stellung bekommen, als diejenige, welche ihnen die österreichische Regierung geben kann. Die Besten von ihnen

wenden ihre Augen wohl auf das gesammte Deutschland, sie hängen mit einer Liebe und einer Inbrunst am Protestantismus, wie ich es selten oder nie anderswo gesehen habe. Auch ist, in Preßburg wenigstens, viel deutsche Bildung. Dazu bleibt das Verhältniß der Deutschen zu Deutschland immer frisch, denn zum Glück hatten die Ungarn immer das Recht, in Deutschland zu studiren. *)

---

*) Man kann das Verhältniß der Deutschungarn zu Deutschland nicht schlagender ausdrücken, als derselbe Sohn Ungarns, welcher mich einst so sehr ernst versicherte, daß er ein Deutscher sei, in einem Gedichte gethan hat, welches ich daher mich nicht enthalten kann aus dem von mir herausgegebenen »Jahrbuch für Poesie und Prosa. Merseburg 1847«, hier einzureihen:

In Ungarn, wo die vielen Völker sind,
Da lebt auch mancher deutschen Mutter Kind.
In Bergesschacht, auf dürrem Haidesand,
Am Karpatus, am grünen Donaustrand,
Wirst überall, vasengleich im Sande,
Auf deutsche Herde treffen in dem Lande.
An's deutsche Reich, sie denken noch daran
Daraus vor Jahren fort einst zog der Ahn.
Gern schickt den Sohn der Vater aus dem Haus
»In's Reich,« daß deutscher Sinn nicht sterbe aus.
Bin auch aus Ungarn, deutscher Leute Kind,
Und denke oft, wie ich sie wiederfind';

Wichtig für die deutſche Sache in Ungarn iſt das deutſche Seminar, welches von deutſchen Studenten des evangeliſchen Lyceums unter Leitung des Profeſſors S. beſteht. So viel als die Deutſchen auf pädagogiſchem Wege für ihre Sache und für die des Proteſtantismus thun können, geſchieht hier gewiß. Der Mangel eines eigentlichen politiſchen Lebens unter ihnen läßt ſich freilich, ſo lange er einmal beſteht, durch nichts wieder ausgleichen. — Mit un-

---

Und denke oft, wenn mich der Vater fragt
Um's deutſche Reich, ob man's verſchweigt, ob ſagt.
Das deutſche Reich! ſo heißt's noch bei uns allen;
Indeſſen iſt das längſtens ja zerfallen!
Bei uns da glaubt daran noch jedes Kind,
Indeſſen iſt das längſtens ja in Wind! —
Wenn rings die wilden Völker um uns her
Im Ungarland ſich brüſteten ſo ſehr,
Und meineten, ſie wären unſer gleich,
Stolz waren wir, wir dachten an das Reich,
Wo unſer Kaiſer ſitzt auf ſeinem Thron,
Im Purpurmantel, in der güldnen Kron',
Der deutſche Kaiſer! unterm Himmelszelt
Der mächtigſte Herr auf der ganzen Welt. —
O trauern wird mein Vater ob der Mähr!
Wenn ich ihm's ſage, wird er jammern ſehr,
Daß all' die Pracht und Ruhm und Majeſtät
Vergeſſen iſt, verſunken iſt, verweht!

ermüdlicher Ausdauer wird in diesem Vereine die consequenteste Humanität gepredigt, welche hier als mit dem Deutschthume identisch gefaßt wird. Zur Zeit meines Aufenthaltes in Ungarn hielt der Vorsteher der Anstalt unter anderen eine hochbegeisterte Rede gegen das Vorurtheil wider die Juden, welches sich auch in den deutschen Verein einschleichen wollte. — Das deutsche Seminar scheint sich vorzugsweise mit deutscher Literaturgeschichte und mit dem Studium deutscher Classiker zu beschäftigen. In einer Stunde, wo ich bei ihm hospitirte, declamirte man den Fischer von Göthe. Der Lehrer, gegenwärtig der Sohn des Professor S., war mit den verschiedenen Vorträgen des Gedichtes vollkommen zufrieden und ich selbst mußte mir sagen, daß hier mehr geleistet wurde, als man erwarten konnte. Aber dennoch machten diese Vorträge auf mich einen peinlichen Eindruck. Die Zunge dieser deutschen Studenten in Ungarn erinnerte doch an's Magyarische durch ihre breite und allzu volle Aussprache, welche nur noch um so mehr hervortrat, je langsamer und behutsamer man sprach. Es war gewiß etwas Besseres, als eine selbstgefällige Eitelkeit auf meine deutsche Muttersprache, wenn ich, sobald ich mich wieder allein sah, unwillkürlich anfing,

den Fiſcher halblaut für mich her zu ſagen, gleichſam um mich der ſchönen Göthe'ſchen Worte wieder in ihrer Reinheit zu verſichern. „Das Waſſer rauſcht, das Waſſer ſchwoll!“ Ich hätte nie gedacht, daß ich mich bei dieſen einfachen Worten noch einmal freuen würde, zwiſchen Elbe und Weſer geboren zu ſein.

Man kann übrigens nicht von den höheren Lehranſtalten in Ungarn reden, ohne auch auf die deutſchen Univerſitäten einzugehen. Denn Alles, was dort auf wahre wiſſenſchaftliche Bildung Anſpruch macht, muß in Deutſchland ſelbſt ſtudirt haben. Meines Wiſſens haben ſich in Norddeutſchland die Studenten aus Ungarn ſo vertheilt, daß in Berlin vorzugsweiſe die Magyaren, in Halle die Slovaken und in Jena die Deutſchen ſich aufhalten. Leipzig ſoll viele Sachſen aus Siebenbürgen haben. Wenn nun auch nirgends eine deutſche Univerſität von einer beſtimmten Nationalität aus Ungarn ausſchließlich beſucht werden möchte, ſo wird doch gewiß die eine oder die andere überall vorherrſchen. Durch die lateiniſchen Floskeln in ihren Päſſen allen und jeden Behörden hinlänglich empfohlen, treten in jedem neuen Semeſter, ſelbſt aus dem fernen Siebenbürgen, bärtige junge Männer ſchaarenweiſe die Reiſe nach den deut-

schen Hochschulen an. Auf jeder Universität bilden sie eine Art von eigener Corporation, einen Staat im Staate. Am wenigsten schließen sich natürlich die Deutsch-Ungarn ab, welche mehr durch den Umgang mit ihren Stammverwandten, als in den Hörsälen lernen. Am fleißigsten möchten die Slaven sein, welche sich in letzter Zeit mit einer wahren Vehemenz auf die Hegel'sche Philosophie geworfen hatten, die freilich Mancher von ihnen nur benutzte, um — den Panslavismus und die welthistorische Bedeutung des Czarenthums zu construiren! Am lustigsten lebten im Winter 1845—1846 die Magyaren in Berlin. Ein Vicegespan, der Schulden halber seine Puszte in Ungarn hatte verlassen müssen, und selbst längst über die Jahre des akademischen Studiums hinaus war, war ihr Häuptling, ein dankbarer Berliner Schneider, welchen einst auf der Wanderschaft in Ungarn ein Magyar durch einen Gulden vom Untergange errettet hatte, ihr Haushofmeister und unermüdlich thätig, alle ihre gemeinsamen Wünsche zu befriedigen. Eine Anzahl Schneiderjungfern bildeten den Hofstaat und erschienen an jedem Sonntag Nachmittage auf den Bällen, welche der Reihe nach auf den engen Stuben der Söhne Ungarns statt fanden.

Der ungarische Geistliche Székaks hat die Absicht, die deutschen Universitäten zu bereisen, um seinen dort studierenden Landsleuten eine Reihe angeblich in Vergessenheit gerathener Stipendien wieder zu gewinnen, auf welche er in Folge einiger in seinen geistlichen Archiven aufgefundenen Documente Anspruch macht. Die ungarischen Studenten sollen in früheren Jahrhunderten auf deutschen Universitäten eine sehr bedeutende Rolle gespielt haben und einer von ihnen, ein Magnat, war Prorector in Wittenberg. Weil nur die Söhne der reichsten und vornehmsten Ungarn nach Deutschland gehen konnten, so brauchte man sie hier keineswegs durch Beneficien vor Noth und Elend zu bewahren, wohl aber setzte man ihnen Stipendien aus, damit sie mit noch größerer Pracht und mit erhöhtem Aufwande unter ihren deutschen Commilitonen leben konnten. So werden noch jetzt in Halle Stipendien an sie ausgezahlt, welche den Namen Weinstipendien führen.

---

## 12.

### Eine ſlovakiſche Stadt.

Modern.

Von Preßburg aus machte ich einen Ausflug hierher. Einer meiner Freunde, der noch vor wenigen Jahren in Halle zu den Slaven gehörte, welche an ſchönen Tagen heerdenweiſe an den Ufern der Saale bei Giebichenſtein lagen und Hegel ſtudirten, wohnt jetzt hier nicht allein als einer der beliebteſten Dichter ſeines Stammes, ſondern auch als Rector des Gymnaſiums, das noch vor Kurzem eine Univerſität war. Er kam mir ſchon bis in die Nähe von Schenkwitz, einer alten kroatiſchen Colonie, die ſehr angenehm, mit Weiden umgeben, an einem Hügel liegt und eine an Gold und Silber überreiche Kirche hat, entgegen mit dem ſlovakiſchen Pfarrer Stur, dem Bruder des Herausgebers der Nationalzeitung. Sie führ-

ten mich in Modern ein, das mit seinen einstockigen, zum Theil roth bemalten Häusern sich langsam am Fuße der Karpathen erhebt.

In dem Wohnzimmer der alten Rectorwohnung, das durch die hohe, tempelartig gewölbte Decke für mich ein zwar fremdartiges, aber nicht unbehagliches Ansehen gewann, harrte unser ein Mahl von ausgesuchten slavischen Gerichten, das die Schwester meines Freundes bereitet hatte, welche noch nicht lange von einem Pfarrhofe in der Liptau zu ihm gekommen war. Die braune Suppe mit Käse und geschnittenem Fleische, die fetten Nudeln mit Pflaumenmuß und Wallnuß und ähnliche Speisen hielten auch den Pfarrer, obgleich es Samstag Abend war, noch lange in unserer Gesellschaft zurück. Nach Tische unterhielt er mich bei einer Flasche süßen Moderaner Ausbruchs von der Stellung der Geistlichen in Ungarn, die besonders den Edelleuten gegenüber sehr originell ist. In der Liptau gibt es Edelleute, welche jeden Sonntag in der Kirche eine bestimmte Zeit nach der vor ihnen liegenden Uhr absitzen, und wenn diese vorüber ist, selbst während der Predigt, pünktlich das Gotteshaus verlassen.

Den slovakischen Pfarrern erwächst eine fortwäh-

rende Verlegenheit aus den Namen ihrer Pfarrkinder. Die Slovaken nämlich haben, wie es in einer Sprache, die erſt kürzlich zur Schriftſprache erhoben wurde, nicht zu verwundern iſt, viele derbe und anſtößige Namen, die theils nur als ſogenannte Spitznamen im allgemeinen Gebrauch, theils wirkliche Familiennamen geworden ſind. Das Ausſprechen offenbarer Schimpfnamen iſt bei Aufgeboten von der Kanzel nicht zu vermeiden. Es kommt vor, daß Mädchen oder Frauen beſonders den jüngeren Geiſtlichen nur mit Erröthen ihren Namen geſtehen können. Zuweilen kommen Leute mit ungeheuer langen Namen, die ſie aufgeſchrieben bei ſich tragen, um ſie nicht zu vergeſſen, zu den Predigern. Werden dieſelben dann gelegentlich den Gerichten eingereicht, ſo weigern ſich dieſe wohl ſie anzunehmen, weil ſie nur Spitznamen darin ſehen. Aber es muß dabei ſein Bewenden haben, denn ein anderer Name iſt nicht zu ermitteln.

In der Frühe des Sonntags weckte mich der Hirte, der ſein Vieh austrieb und dazu ſo muntere Weiſen blies, wie bei uns die Poſtillione. Auch die Erſcheinung des Ausrufers von Modern, der in einer alten Huſarenuniform mit der Trommel umherzog, war überraſchend. In aller Frühe fuhr auch Stur

ſchon auf dem hohen „Kälberwagen,“ der in Modern für offiziell gilt, weil ſich bei feierlichen Gelegenheiten auch der Magiſtrat ſeiner bedient, auf ein Karpathendorf zur Filialpredigt. Als ſpäter in Modern ſelbſt die Glocken läuteten, drängte ſich plötzlich aus allen Häuſern eine unüberſehbare Schaar von Menſchen hervor, die in ihren bunten ſlovakiſchen Trachten zum erſtenmal in mir das lebhafte Gefühl hervorriefen, daß ich weit von der Heimath mich unter einem fremden, halbwilden Volke befand. Doch ſaß an dem ganzen regneriſchen Sonntage unter dem Thorwege der Rectorwohnung ein altes Mütterchen, das in einem Nebenhauſe wohnte, und las in einem Gebetbuche.

Die Stadt hat drei Kirchen, eine katholiſche und zwei proteſtantiſche. In der einen wird ſlaviſch, in der andern deutſch gepredigt. Zwiſchen dieſen beiden neben einander ſtehenden Kirchen gedrängt liegt die ſlaviſche Predigerwohnung, ein unanſehnliches, ſchlecht gebautes Haus. Hier beſuchte ich Stur zwiſchen Vor- und Nachmittagsgottesdienſte. In ſeiner Studierſtube, wo es kaum möglich war, aufrecht zu ſtehen, bewirthete er mich mit einer bisher mir unbekannten kleinen, aber wohlſchmeckenden Frucht, deren ſlovakiſcher Name wieder eine ziemliche Derbheit enthält. Sodann rief er

seine Buben herein, um sie der Reihe nach vorzustellen. Nur der älteste dieser kleinen Slovaken verstand bereits etwas von meiner Muttersprache, die jüngeren fingen laut an zu schreien und zu weinen, als sie deutsch reden hörten. Lachend schob er sie zur Thüre hinaus und setzte sich ans Klavier, um mir einige slavische Tänze vorzuspielen. Während dem trat die Frau Pfarrerin, eine behagliche kleine Frau, mit dem Rector ins Zimmer, der sie alsbald zum Tanze aufforderte, was sie auch nicht abschlug. Und so wurde in der slavischen Predigerwohnung getanzt, gesungen und gespielt, bis die Glocken wieder zur Kirche riefen.

## 13.

Auf der Donau bis Peſth. Hazardſpiel auf der Donau. In Peſth.

Peſth.

Zwiſchen Preßburg und Peſth nehmen ſelbſt die grünen Donauufer den traurigen Heidecharakter an. Dort iſt eine ganze Herde von Pferden vor ein Schiff geſpannt; wie ſie nun, um das Schiff ſtromauf zu ſchaffen, gewaltig anziehen, bäumen ſie ſich hoch auf unter der Geißel des Treibers, eines gewöhnlichen ungariſchen Roßhirten, und fahren aus einander, als wollten ſie ſich auf der Heide zerſtreuen. Große Schafheerden werden an den vielfach mit Weidengebüſch bewachſenen Ufern entlang getrieben. Auch hier indeſſen iſt das rechte Donauufer noch zuweilen ſteil und felſig, ſo daß man die wenigen Häuſer der kleinen Dörfer wohl um einen Hohlweg zuſammengedrängt ſieht, der von einem ſteilen Uferberge herabführt

und zur Regenzeit das Bette eines Gießbaches wird, welcher dann mitten durch das Dorf sich mit reißender Schnelle vom Gebirge herab in die Donau stürzt. Ausgenommen das liebliche Gran mit seinen reichen Bauwerken, welche, was man auch an ihnen zu tadeln finden mag, durch die Nähe des schönen breiten Stromes sehr gewinnen, tragen auch die Städte schon das Gepräge ächt ungarischer Wildheit. Bei dem Anblicke der mit wenigem Stroh versehenen Bauernwagen, durch die der Wind weht und die hier vor den Städten offiziell auf das Dampfschiff warten, um Passagiere aufzunehmen und tiefer in die ungarischen Heiden hineinzuführen, wird sich der Preuße doch mit Behagen an seine Herren von Nagler und Schaper mit ihren blasenden Postillionen erinnern. Vor Bator grasten die Postpferde in einer Schlucht, wo sie mit ihren Wagen aufgestellt waren, und wurden erst, als sich einige Passagiere gefunden hatten, wieder aufgezäumt.

Die Dampfschiffe zwischen Preßburg und Pesth werden nur zu oft von Spielern und Gaunern heimgesucht. Diesen gewährt die Donauschifffahrt von Pesth in der Richtung nach der Türkei zu einen schrankenlosen Spielraum, Donau aufwärts je-

doch wagen sie sich aus Furcht vor der Wiener Polizei nur bis Komorn. Ein Paar Juden steigen aus einer Zwischenstation unbemerkt ein, setzen sich an einen Tisch, spielen mit einander Karten und werden wenig beachtet. Ist das Dampfschiff bereits in der Nähe des nun folgenden Anhaltspunktes, so verwandelt sich ihr Spiel ohne alles Geräusch in ein Hazardspiel. Einer oder der andere von den Leuten geringeren Standes bemerkt es, tritt neugierig heran und setzt ebenfalls; haben die Gauner einige Zwanziger gewonnen, so hält das Dampfschiff, sie schleichen sich kurz nach einander weg und steigen aus. So fahren diese Spieler zweiten Ranges immer nur von einer Zwischenstation zur andern und entgehen dem Zorne des gemeinen Mannes, der hinter ihnen her die Fäuste ballt, so bald sie ausgestiegen sind. Anders diejenigen, welche auf die Börsen der Vornehmen spekuliren und in der Regel wohl nicht falsch spielen. Ein fein gekleideter junger Mann mit einem schönen, aber ausdrucksloſen Gesichte gerirte sich unverhohlen als Spieler vom Handwerk, indem er mit großem Geschrei die Anwesenden aufforderte zu setzen. Es wollte sich Niemand finden. Zwischen ihm und

mir saß ein ältlicher Mann, vermuthlich ein Schriftsteller oder Schauspieler, der in einem magyarischen Drama las, wobei er mit der Bleifeder Verschiedenes durchstrich und korrigirte. Dieser legte endlich stillschweigend das Buch aus der Hand und verspielte nachgerade zehn Gulden. Da dies seine ganze Baarschaft zu sein schien, so stieß er einen ungarischen Fluch aus, nahm das Drama wieder zur Hand, das noch aufgeschlagen vor ihm auf dem Tische lag, und setzte seine Arbeit fort. Nach ihm fand sich nun Niemand mehr, der Lust gehabt hätte zum Spielen. Der Bankhalter fuhr indessen noch über eine volle Station bis Pesth mit, wo ich ihn am andern Tage an allen öffentlichen Orten glänzen sah. — Während dieser unheimlichen Scene auf dem Dampfschiffe hatte ich an der Sprache einen Handwerksburschen als Landsmann erkannt; er war aus Magdeburg und fand es „merkwürdig," mitten auf der Donau einen Landsmann zu treffen.

Der Aufseher des ungarischen Nationalmuseums, welches ich am folgenden Tage besuchte, verstand sich zwar dazu, die aufbewahrten Gegenstände deutsch aufzuführen; als indessen ein Italiener ihn aufforderte, lateinisch zu reden, gab er die für einen Ma-

gyaren und zumal für den Vorsteher des ungarischen Nationalmuseums in jetziger Zeit gewiß sehr charakteristische Antwort: „Latine quidem scio, sed oblitus sum.“ Auch das ungarische Roß fehlt nicht, und man muß gestehen, daß es ein prächtiges Thier ist. Zu seinen Füßen lagen ausgestopfte Vögel auf dem Rücken, die noch nicht aufgestellt waren, ja, bei Seite in einem Körbchen standen selbst solche, die noch nicht ausgeweidet und frisch von den ungarischen Heiden und aus den Karpathen gekommen waren. Kurz, die Elemente der jungen ungarischen Nationalität, so weit sie sich mit Händen greifen lassen und in einem Museum gezeigt werden können, lagen hier noch etwas wild durcheinander; doch waren sie jedenfalls vorhanden, und das Fehlende wird sich wohl aus den Schluchten, aus den Seen und aus den Gebirgen des reichen Landes leicht herbeischaffen lassen.

Den meisten Werth haben in dem Museum ohne Zweifel die Mineralien. Beim Ein- und Ausgange machte mir die Wache, welche in der berühmten ungarischen Husarenuniform auf dem Hofe umherspazierte, jedesmal eine tiefe Verbeugung, was mir, der ich das Militär selbst vor Fürsten nie anders als durch steife Haltung hatte grüßen sehen, ziemlich auffallend sein mußte.

Gern hätte ich den genialen ungariſchen Dichter Petöfi kennen gelernt; allein er war gerade auf das Land gereiſt, um ſich mit der Tochter eines Edelmannes zu verheirathen. Erſt in einigen Tagen, ſo vermuthete man, wo die Edelleute ſchaarenweiſe mit ihren Fahnen von den Dörfern kämen, um für den Landtag zu wählen, werde auch er, gleich den meiſten ungariſchen Dichtern ein eifriger Politiker, mit zurückkommen.

Ein Slave, dem ich von Stur empfohlen war, führte mich zu Collár. Bekanntlich hat er in einer größeren Dichtung, in der er ſelbſt die Ruſſen aufrief, ſich unter das Banner der ſlaviſchen Nationalität zu ſchaaren, zuerſt die Idee des Panſlavismus ausgeſprochen, und auch der Name deſſelben iſt von ihm gebildet. Ich fand ihn unter deutſchen Büchern, und wie alle gebildeten Slaven in Ungarn ſprach auch er mit Begeiſterung von Deutſchland, rühmte den Einfluß, den deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft in ſeinem Vaterlande unter Völkern, die in einem höheren Sinne keine Literatur haben, auf ſein einſames Leben gehabt, und ſtellte mich ſeiner Frau, einer deutſchen Landsmännin aus dem Großherzogthume Weimar, vor. Mir erſchien der be-

rüchtigte Panſlavismus nur wie eine poetiſche Idee, welche mit der Wirklichkeit nichts zu thun hat, als ich dieſen Slaven mit ſchneeweißen Haaren, mit der hohen dichteriſchen Stirne und edlen, tiefgefurchten Geſichtszügen, in denen eine ſeltene Ruhe und Milde thront, reden hörte. Möge ſie nie wahr werden!

## 14.

### Ein nationaler Aufzug im Regen. Ueber die Heide. Die fröhlichen Slovaken.

Wien.

Nach meiner Rückkehr von Pesth hielt mich die Aussicht auf einen schönen nationalen Reiteraufzug noch einige Tage in Preßburg fest. Unweit des Steins, auf dem einst die ungarischen Könige nach der Krönung ihr Schwert nach allen Seiten hin schwangen, standen wir eines Tages an der Donau und erwarteten den neuen Palatin, Erzherzog Stephan, der auf seiner Reise durch Ungarn nach Preßburg kam. Der Regen verhinderte jedoch einen feierlichen Aufzug und die Großen des Landes fuhren, das ungarische Costüm unter ungeheuren Pelzen versteckt, in schweren altmodischen Landkutschen, die von vier Rossen gezogen, von Bauern, die zu Pferde saßen, gelenkt wurden und bis über die Achsen mit Koth be-

deckt waren, hinter dem Erzherzoge her, den das bekannte tausendstimmige „Eljen“ begrüßte. Nur die Heiducken zeigten ihre Reiterkünste. Unsere Landsleute, die Hauer von Preßburg, welche sich als eine Art Landsturm aufgestellt hatten, waren an diesem Tage so begeistert, daß sie verlangt hatten, magyarisch kommandirt zu werden. Ein erfreulicher Anblick war es nicht, diesen ächt deutschen Menschenschlag mit den großen ungarischen Schnurrbärten sich unter diesem Kommando nach der Donau hin bewegen zu sehen.

Eine alte Kutsche führte mich bei der Ausfahrt aus Preßburg noch einmal in der ganzen Stadt umher, und es war auffallend, welche Veränderung das Herannahen des ungarischen Landtages seit meiner Ankunft in derselben bewirkt hatte. Die deutschen Schilde hatten sich zum großen Theil in magyarische verwandelt; war es mir doch begegnet, daß ein deutsches Schild mich in ein Bad lockte, das, als ich heraus kam, schon einem magyarischen Platz gemacht hatte. — Ein Hohlweg führte uns durch die hier noch ziemlich niedrigen Karpathen auf eine Heide, die sich bis über die deutsche Grenze erstreckt. Hier und da zeigt sich eine Gruppe von hohem Heidekraut, aus deren Mitte ein Strauch hervorragt. Die Brücken,

welche über die Sümpfe führen, ſind hingeworfene Balken, die ſich wie Taſten bewegten, ſo wie unſer Wagen darüber hinfuhr. Aber zwiſchen unſerem Fahrwege und der Donau lagen bereits die Schienen über einander aufgehäuft, auf denen einſt der Feuerwagen über dieſe Heide brauſen ſoll. — Da unſer Fuhrmann ſeine Pferde tränken wollte, fuhr er in ein großes Dorf ohne Wirthshaus hinein, in deſſen Mitte ein großer Brunnen ſtand, der zum Tränken des Viehes eingerichtet war; denſelben Weg durch das Dorf mußte er zurückfahren, um wieder auf ſeine Straße zu gelangen, welche nach ungariſcher Weiſe mehr die Wildniß als die belebten Plätze ſucht. Die Straße durchs Dorf aber war, obgleich nur für die Bewohner beſtimmt, doch faſt noch breiter als die breiteſte zu Preßburg oder Peſth. So nimmt hier Alles den Charakter der Ebene, der Puszte an. Die Häuſer dieſes Dorfes waren ſehr reinlich übertüncht; ſie hatten Vorhallen aus dicken plumpen Lehmwänden, und ſaubere hohe Schornſteine auf den hölzernen Dächern.

Abends langten wir in Gänſerndorf an. Unter den Perſonen, welche hier den Prager Dampfwagen erwarteten, ſtanden drei ſtattliche ſlovakiſche Bauernſöhne aus einem der großen und wohlhabenden unga-

riſchen Grenzdörfer und unterhielten die übrigen Paſſagiere durch ihre Fröhlichkeit, die ſich im Ringen und allerlei Poſſen zeigte. Sehr kleinmüthig aber wurden ſie, als ſie beim Einſteigen durch die Schaffner getrennt wurden. Mitten unter Deutſchen aufgewachſen, verſtanden ſie das Deutſche vollkommen und ſprachen es eben ſo richtig, wie die Deutſchen ſelbſt es hier ſprechen; aber die Worte wurden ihnen wunderbar ſchwer. „I konn's nit," ſagte Einer von ihnen, ein großer, ſchöner, ſtarker junger Mann, erröthend, indem er einen angefangenen Satz in der Mitte abbrach, gerade wie man eine Laſt behutſam wieder zu Boden ſetzt, wenn man ſie nicht in die Höhe heben kann, obgleich man vollkommen weiß, wie man ſie angreifen muß. Als der Wagen auf der letzten Station vor Wien hielt, wo er ausſteigen wollte, bog er ſich ſehr unruhig aus dem Fenſter, und da ihm wieder das Wort verſagen mochte, ſo ſtieß er, wenn auch etwas ſchüchtern, ein Jauchzen aus, wie man es wohl überall von den Burſchen hören mag, und das ohne Zweifel von den Mädchen am beſten verſtanden wird. „Laſſen's den Slovaken 'raus!" fielen die Paſſagiere höhnend ein. Noch war die Thüre nicht völlig geöffnet, als auch ſchon Alle ihn ſpöttiſch zur Eile mahnten. „Jo!"

rief der Slovak, und ſein Ja verwandelte ſich wieder in ein langes Jauchzen aus beklommener Bruſt, mit dem er wie ein gehetztes Wild aus dem Wagen ſprang. Als dieſer abfuhr, ſah ich ihn bereits wieder mit ſeinen Genoſſen vereint, mit denen er über die ungariſche Grenze zu einer Hochzeit gekommen war.

## 15.

### Die kleine Pulderin aus Ulm. Der Tyroler Bacchus. Sonntagsfrühe auf der Donau. Anblick der Alpen.

Linz.

Mitten unter der lebhaften Gesellschaft auf dem Dampfschiffe, das mich von Wien nach Linz führte, saß ein kleines Mädchen, das allein die Reise bis Ulm machte. Ihre Eltern leben von einander geschieden in Ulm und in Wien, und so muß das Kind in kurzen Zwischenräumen immer die Donau auf- und abfahren, um bald bei dem Vater in Wien, bald bei der Mutter in Ulm zu sein. Zu Anfang der Theurung war sie von dieser die Donau hinab nach Wien geschickt worden, und sie kehrte jetzt, da die Ernte gut ausgefallen, und das Korn billiger war, donauaufwärts zur Mutter nach Ulm zurück. Die Wienerin, mit der der Vater sich zum zweiten Male verheirathet, schickte sie der Mutter so aufgeputzt als möglich zu-

rück, und so wird die kleine Dulderin, das lange, ernsthafte Kindergesicht mit den großen Augen in ein Ulmer Sonntagsmützchen gehüllt, mir noch lange vor Augen stehen. Viel lustiger war ihre Landsmännin, eine hohe, starkknochige alte Schwäbin, die von Stuttgart aus ihrer Tochter, einer Wiener Fabrikarbeiterin, einen Besuch gemacht hatte. Sie neckte sich mit einem Tyroler, der sich durch Fröhlichkeit und Trinklust auszeichnete.

Es war ein schöner, malerischer Anblick, als vor einer Stadt das Dampfschiff einige Minuten anhielt und das Volk ausstieg, um sich mit Speisen und Getränken, die am Ufer von Höckerinnen feil gehalten wurden, auf die Nacht zu versorgen, noch mehr aber, als Alles mit Trauben und Wein beladen, in langer Reihe auf das Schiff zurückkehrte. Einer von ihnen hatte eine mit Wein gefüllte Henkelflasche in Ermangelung des Teckels mit einem großen rothbackigen Apfel bedeckt. Mitten unter ihnen ging auch der Tyroler Bacchus mit phlegmatischer Sicherheit, aber das weinselige Haupt etwas nach vorne geneigt, mit einer großen schweren Maßflasche voll Wein auf dem schwanken Brete einher.

Am neuen Morgen wurden wir durch einen Ka-

nonenſchuß geweckt, der hier jedesmal in der Nähe des gefürchteten Strudels gelöſt wird. Wir fanden uns in der Sabbathfrühe in der Nähe unzähliger Kapellen, welche hier die ſchönen Donauufer krönen. In dieſer reizenden Umgebung ließen wir den Tag völlig herankommen, ehe wir an dem Wirbel vorbei fuhren, der einen aus dem Strome hervorragenden Felſen umrauſcht. Erſt als die Sonne in ihrer ganzen Pracht auf der Donau lag, wurden die Anker gelichtet. Wie wir hier auf dem breiten Strome in der Morgenſonne dahin fuhren, ſchienen die Ufer Schritt vor Schritt ſchöner zu werden, und die ganze Fahrt von den Kapellen bis zum Wirbel glich einer herrlichen Naturfeier. Und wie ich die Morgenſonne nun auf dem epheuumrankten Felſen liegen ſah, um den die Wogen wirbelten und ſchäumten, glaubte das trunkene Auge dort eine Lorelei der Donau zu ſehen, die in der Frühe ihr goldenes Haar ſtrählt.

An beiden Ufern begann bald ſchaarenweiſe bei feierlichem Glockenläuten das Volk in die Kirchdörfer zur Kirche zu ſtrömen, und wir ſahen uns plötzlich auf dem ſchönen Strome zu beiden Seiten von einem lauten Volksleben umringt. Auch eine Kutſche fuhr, von muthigen Roſſen gezogen, eine Strecke weit auf

dem Lande neben dem Dampfſchiffe dahin und erfriſchte die Reiſeluſt, welche durch eine halb durchwachte Nacht etwas abgeſtumpft war; und ſo ſeltſam unerſättlich iſt das Menſchenherz im Genuß, daß dieſer Anblick mitten auf der Donau zwiſchen herrlichen Ufern in mir eine Sehnſucht erzeugte, den herrlichen Strom zu verlaſſen und mit muthigen Roſſen oder zu Fuß die Höhen und Tiefen der Gebirge zu durchmeſſen.

Auch zeigten ſich, als ich Nachmittags nach der Ankunft in Linz noch einen Spaziergang zum Jeſuitenkloſter machte, mir zum erſten Male die Alpen und lockten gewaltig von den Donauufern hinweg. Von Jugend auf hatte ich unſern hercyniſchen Brocken vor Augen gehabt; aber was will der Anblick dieſes Berges, der ſich wie ein ſtählerner Bogen nach beiden Seiten hin langſam abſenkt, gegen eine fortlaufende Alpenkette bedeuten, deren unzählige ſchneegekrönte Gipfel, ſo weit das Auge reicht, in gleicher Höhe, von den Strahlen der Abendſonne beglänzt, da liegen! Es war für mich kein geringerer Anblick als der, bei dem Sealsfield ſeine Helden in den Ruf „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“ ausbrechen läßt, den ſie in lange andauerndem Staunen in feierlichen Pauſen immer und immer von Neuem wiederholen.

Wie leicht könnte man über dieſen Anblick das Jeſuitenkloſter vergeſſen, triebe nicht die Neugier zu einer Muſterung deſſelben. Es iſt ein auffallend nettes, niedriges Gebäude; die Mauern ſind aus rothen Barnſteinen aufgeführt, nur die Ecken der Kirche und der Grund aus mächtigen Quaderſteinen; oben drei kleine ſpitze Thürmchen, zu beiden Seiten und in der Mitte des Daches, von denen der in der Mitte der ſtärkſte iſt; auf jedem Thürmchen eine blanke Wetterfahne von Meſſing. Der Wind kam bei den Jeſuiten augenblicklich aus Italien.

## 16.

### Die Pferdeeiſenbahn und der Handwerksburſche. Geſang öſterreichiſcher Reiter.

Gmunden.

Von Linz bis Lambach, über welches der Weg nach Salzburg geht, führt die Pferdeeiſenbahn. Dieſe Pferdeeiſenbahnen in Oeſterreich haben etwas höchſt Gemüthliches; ſie gehören noch durchaus der Romantik des alten Poſtweſens an. Die Schienen derſelben ſind eben nicht ſtärker als Hufeiſen von Pferden, die im Gebirge gehen; die Balken, auf denen die Schienen ruhen, ſind wie Stubenbalken. Der Mann, welchem die Reiſenden in Linz die Fahrt bezahlen, ſchließt, wenn es Zeit iſt, ſein Bureau zu, ſteckt den Schlüſſel in die Taſche, und fährt als Conducteur mit hinaus in die grünen Tannenwälder, welche ſich bis Lambach hinziehen. Wenn der Zug ſchon im Gange iſt, pfeift er dem Fuhrmanne auf dem Finger, denn

einer der Lambacher Honoratioren gibt ihm vom Fenſter aus einen Wink, daß er noch mitfahren wolle. Sogar hinter einem Zaun unweit eines Dorfes, wo ein Geiſtlicher einſteigen will, wird Halt gemacht. Ja, ein Handwerksburſche läuft lange neben der Eiſenbahn her und macht dem Fuhrmanne ein Zeichen. „Ach, ein blinder Paſſagier!“ rief eine junge Dame, welche neben mir ſaß, und klatſchte vor Freuden in die kleinen Hände. — Der Arme! ſeinetwegen wurde nicht mehr Halt gemacht, er, der blinde Paſſagier war für die Pferdeeiſenbahn doch ſchon ein „überwundener Standpunkt.“ Traurig ſchlich er uns nach, neben den Schienen her, die er gewiß im Herzen verwünſchte, indem er ſich nach holprigen Poſtſtraßen und nach der viel langſameren, aber auch menſchlicheren „gelben Kutſche“ ſehnte.

Hinter Lambach werden die Wälder ſchöner, und man merkt es wohl, daß man ſich dem Gebirge nähert Wie ich ſo dahin ſchritt auf einem ſchmalen Fußwege, welcher ſich neben der Landſtraße hinzieht, da erhob ſich zur Seite ein vielſtimmiges Gejodel. Es waren etwa vierzig öſterreichiſche Reiter, welche von einem Korporal offiziell auf der Kaiſerſtraße ſpazieren geführt wurden. Unten, am Ende der Abtheilung,

ſtimmte etwa Einer an und jodelte eine Zeitlang allein; dann ſetzte aus der Mitte des Fähnleins in den entſprechenden Tönen ein Anderer ein, ſodann vorn zu gleicher Zeit mehrere, und endlich ſang der ganze Reiterhaufen aus tiefſter Bruſt in hellen, harmoniſch jauchzenden Tönen. Das war nun fürwahr das großartigſte Concert im Walde, welches ich je gehört. Dreimal glücklich pries ich das mächtige Oeſterreich, weil ſelbſt in ſeinen Kaſernen ſich noch ein ſo ſchönes Volksleben erhalten hat. Endlich wurde es ſtill, denn der Unteroffizier gab ein Zeichen zum Traben. Nach einiger Zeit aber vernahm ich den Geſang wieder und die Reiter ſchienen zurückzukommen. Sie zogen an mir vorbei und ich unterließ nicht, dem Unteroffizier, der theilnahmslos mit ſeinem Korporalſtocke hinterdrein ritt, ein Compliment über den Geſang ſeiner Soldaten zu machen. Er ſtrich ſich den Schnurrbart und lachte laut.

Nachdem ich eine Strecke fort gegangen war, ſchien ſich der Geſang mir abermals zu nähern. Wirklich hatte der gefällige Korporal ſeine Reiter nun nochmals Kehrt machen laſſen. Wohl eine halbe Stunde lang gab mir der öſterreichiſche Reiterhaufen auf meiner beſcheidenen Fußwanderung aus einer

gewiſſen Entfernung mit ſeinem prächtigen Geſange das Geleit, und ſo näherte ich mich mehr und mehr dem Gebirge. Endlich ſprengte der Unteroffizier mit ſeinen Sängern zurück zur Lambacher Kaſerne.

## 17.

### Der weiſe Schiffer von Gmunden.

Bald kam ich an das Ufer der Traun und hier geſellte ſich ein alter Schiffer zu mir, der einen belaſteten Kahn auf dem Fluſſe bis Lambach geführt hatte. Zwiſchen Wien und Linz war es ein ſchöner Anblick für mich geweſen, die kleineren Fahrzeuge nur immer die Donau hinabgleiten zu ſehen, wie denn die Fahrt ſtromab immer einer ſchönen Naturfeier gleicht. Da folgte Alles der leichten Naturgewalt, da war kein Mühen gegen den Strom und die fröhlichen ſingenden Schiffsleute arbeiteten nur, um die Kähne, ſo viel als nöthig war, auf der Höhe des breiten Stromes zu halten. Jetzt erfuhr ich, daß die aus den Nebenflüſſen der Donau kommenden Kähne ſämmtlich bis Wien, aber niemals zurück gehen. In Wien werden

ſie von dem Eigenthümer der Waaren verkauft. Dort werden die ſchadhaften zerhauen und als Brennholz benutzt, die beſſern aber treiben, oft mit ihrer urſprünglichen Ladung von Tyroler Käſe, Schwarzwälder Uhren u. dgl., noch weiter die Donau hinab, nach Ungarn hinein. Die Eigenthümer kehren auf den Dampfſchiffen oder auf den Stellwagen mit dem gelöſten Gelde nach Hauſe zurück, wie der Tyroler, mit dem ich von Wien nach Linz gefahren war. Auf der Hinreiſe miethen die Eigenthümer von Station zu Station Schiffer, welche jedoch immer nur ſo weit mitfahren, daß ſie an demſelben Tage zu Lande wieder nach Hauſe zurückkehren können. So kehrten auch jetzt bei guter Tageszeit zahlreiche Schiffer nach Gmunden zurück. Alle geſellten ſich, ſo wie ſie hinter uns drein kamen, auf kurze Zeit zu uns; im Gehen rechnete dann der Alte, der für heute ihr Oberhaupt war, mit ihnen und gab ihnen ihren Lohn, worauf ſie uns bald wieder vorauf eilten wie Seemöven und mit den beweglichen Rudern über den Schultern vor uns herflatterten.

Wie ſeine Weisheit ſalomoniſch und lieblich, ſo war der Humor des Mannes derb, volksthümlich und ergötzlich. Da er einmal ein Trinkgeld von mir zu

erwarten hatte, so wollte er mir auch noch eine Gefälligkeit erweisen, und ruhte nicht, bis ich in einem Bauernhause den Aepfelwein (hier schlechtweg ohne Rücksicht auf sein Alter „Most“ genannt) gekostet hatte, welcher in dieser Gegend den Uebergang aus den Weinlanden zum baierischen Biere bildet. Der Bäuerin, die vor dem Hofe ihres Hauses stand, das etwas abseits am Wege allein lag, rief er zu, ob sie einen guten Most habe, der fremde Herr wolle ihn kosten. Sie schüttelte den Kopf, ohne zu sprechen. Der Bauer dagegen, der in einiger Entfernung am Wege pflügte und die Antwort seiner Frau wohl gehört hatte, bejahte die Frage ganz unbefangen, und so zog der Schiffer mich wieder zurück.

Als die Bäuerin uns von Weitem kommen sah, ging sie, wie ich glaubte voll Scham oder Zorn, ins Haus hinein. Da wir auf den Hof traten, fing der Schiffer an sie auszuschimpfen, was sie, noch unsichtbar für uns, auch herzhaft erwiderte. Erst als wir in die Hausflur traten, sah ich, daß sie mit dem alten Schiffer nur ein scherzhaftes Schimpfspiel aufgeführt hatte; denn in demselben Augenblicke trat uns die Bäuerin lachend aus der Küche entgegen, ein junges, blühendes Weib mit einem hübschen Kinde auf dem

Arme. Reichlichen Most brachte sie gastfrei in einer kleinen Kanne herbei und sagte, indem sie ihn vor uns hinstellte, in dem Tone einer Hausfrau, welche sich gegen ihre Gäste bei Tische etwas entschuldigt: sie wisse nicht, wie ihr Mann da draußen sagen könne, daß sie einen guten Most im Hause habe, sie müsse sich wahrlich vor mir damit schämen, obgleich heuer, das müsse sie sagen, ein schönes Obstjahr gewesen sei. Wie Alles, was gute Wirthinnen so viel entschuldigen so war indessen auch dieser Obstwein vortrefflich, und behaglich sah die Bäuerin aus der Küche hervor als ich ihn lobte. Auch der Bauer kam heute zeitiger vom Felde als gewöhnlich, und nachdem er seine Pferde in den Stall geführt hatte, brachte er mir ein großes Stück Brot, so daß ich also eine vollständige österreichische Mahlzeit halten konnte. Angenehm war es, daß man uns nicht in die enge Stube, sondern in die geräumige, luftige Hausflur, die sich allerdings zur Bewirthung von Fremden besonders eignete, auf einer der vielen Truhen, welche dort umher standen, setzen ließ, was freilich in Niedersachsen, wie der Leser auch aus der Hochzeitsbeschreibung in Immermanns Münchhausen weiß, durchaus nicht hätte gestattet werden können.

Nach Gmunden ſtieg ich durch das am Abhange eines Berges liegende Traun, welches ſich zu ihm wie eine Vorſtadt verhält, zwiſchen Gärten herein. Auf der Brücke ſtand ich lange, denn ich konnte mich nicht ſatt ſehen an dem ſchönen Fluſſe. Er ſieht dunkelblau aus, wie der griechiſche Wein, wenn er aus ſeinen Schläuchen floß, iſt aber dabei durchſichtig bis auf den Grund. Auch der Brunnen am Thore, der in einem Magiſtratsanſchlage offiziell ein „Brünn“ genannt wird, kam mir beſonders lieblich vor. Ueberhaupt hat Gmunden ſchon ein recht ſüdliches Ausſehen, wozu der ſchöne Markt, der von Alpenjägern ſo voll iſt wie der jenenſer Markt von Studenten, nicht wenig beiträgt. Die Tuchladen ſind ſchon wahre Grotten. Man ſieht Häuſer mit Thürmchen und beſonders fiel mir ein hohes bürgerliches Privathaus auf, das ohne Abſatz der Stockwerke maſſiv gebaut und mit einer kleinen Warte, die als Erker diente, verſehen iſt. Welcher Abſtand von unſerem Holzbaue in den Harzſtädten, der jedesmal das höhere Stockwerk auf mächtige Balken etwas weiter über die Straße herausrückt, bis zu dieſem geraden ſteinernen Gebäude! Unter den Häuſern von Gmunden ſieht man große runde Thore. Da die Hauptſtraße der Stadt am Abhange des Berges liegt,

ſo gehen die Einfahrten der Häuſer etwas bergan; ſie werden daher immer enger und kommen den Wölbungen, auf denen die Häuſer ruhen und die nicht im Verhältniß zu den Einfahrten anſteigen, immer näher. — So war auch das Haus des Hotzinger Brauers gebaut, wo ich für einen Zwanziger ein großes, prachtvolles Zimmer mit der herrlichen Ausſicht auf den dicht unter meinen Fenſtern liegenden Traunſee und den Traunſtein erhielt.

---

## 18.

### Bilder und Zeichen am Wege. Eine wandernde steiermärkische Rindviehheerde.

Salzburg.

Der alte Schiffer war zwar ein lustiger, aber zugleich ein weiser Mann, und es hatte etwas Liebliches, ihn vom Wetter und von den Winden sprechen zu hören. Der „birgige Wind“ (Gebirgswind), bemerkte er, der aus Italien kommt, schmelze den Schnee auf den Gipfeln der Alpen ach! so leicht, und der Nordostwind, der uns gerade im Rücken blase, bringe die schönen Herbste über Oesterreich. So habe man früher gesagt, setzte er nach kurzem Nachdenken hinzu; aber da sei oft ein Donnerwetter zwischen die günstigen Prophezeihungen der Winde gefahren, und jetzt wisse man, daß jeder Wind schönes und „grobes“ Wetter bringen könne, denn unser Herrgott sei allmächtig. Dabei hatte die Sprache des Mannes einige

ſehr gemüthlich klingende Eigenthümlichkeiten, von denen ich nicht beurtheilen kann, ob ſie im Dialekte der Gegend begründet liegen, oder lediglich der Ausdruck ſeiner perſönlichen Treuherzigkeit waren. So nannte er die Armen: die Armer. In ſeiner Gegenwart erfreute ich mich einmal wieder jener köſtlichen Volksweisheit, welche ſtets auf einer mehr oder weniger poetiſchen Betrachtung des Menſchenlebens beruht, noch immer keine andern Vorausſetzungen hat, als vielleicht die Kenntniß einiger auffallenden Naturkräfte, und deren Reſultat eine mehr praktiſche als theoretiſche Ergebenheit in den Willen des Geſchickes iſt. Dieſe Volksphiloſophen ſind ein prächtiges königliches Geſchlecht, ſie ſtammen vom weiſen Salomo ab und ſaßen überhaupt im Alterthume auf den Thronen der Erde.

Wie ſichtlich liegt der Segen Gottes auf den Alpenhöhen mit ihren hellen Kryſtallquellen! Wie ich dieſe bei dem Eintritt in die Alpenwelt von allen Seiten in die Thäler niederrieſeln hörte, mußte ich wieder an die Höhen des Harzes gedenken, bei deren wenigen Bewohnern, z. B. auf dem Brocken, das Waſſer koſtbar iſt wie Gold, weil man es meiſt mühſam aus den Thälern herausſchaffen muß, und wo nur auf

einsamen Burgen hin und wieder derselbe Geist der Ausdauer, welcher die mittelalterlichen Dome schuf, einen Brunnen in schaurige Tiefe gegraben hat.

Als ich bei Ischl, welches von den Badegästen seit Kurzem verlassen war, die Alm bestieg, auf der der Kolowratsthurm liegt, sah ich an den Thüren der Häuser am Wege viele bunte Bilder angeklebt, theils weltliche, theils geistliche, und besonders zog an einer Mühle, welche von einer herabrinnenden Quelle getrieben wird, ein Spottgemälde auf die Schneider meine Aufmerksamkeit auf sich. Die Müller sind überhaupt voll lustiger Streiche, und wie sehr gerade sie es auf die Schneider, mit denen sie in einer Handwerksfehde gelebt zu haben scheinen, abgesehen haben, weiß Jeder zur Genüge, der einmal von Leipzig nach Gohlis durch die Rathsmühlen ging, wo die Thüren von unten bis oben durch die Knappen mit weißbestäubten Böcken und Bügeleisen beklebt sind.

Unter den geistlichen Wahrzeichen am Wege nach dem Kolowratsthurme bemerkte ich ein liebliches Bild, welches freilich mehr auf den Fremden, als auf den Einheimischen berechnet ist; es stellt die heilige Familie auf der Reise nach Egypten dar. Auch zwischen Wien und Linz an einem vollkommen einsamen Orte

ſteht ein Marterbild, welches, allerdings in minder ſinniger, doch nicht ungeſchickter Weiſe ebenfalls auf den Reiſenden Bedacht nimmt, indem es ihm mit der Unterſchrift: „Wo willſt Du hin, o Wandersmann?“ in den Weg tritt, ihn ſtill ſtehen und betrachten und ihn endlich weiter gehen heißt. Auf den wandernden Proteſtanten, deſſen Geiſtliche am Sonntag Nachmittags ihre Kirchen zuſchließen und vom Montag bis Sonnabend ihren Studien oder dem Ackerbaue leben, macht es einen ſeltſamen Eindruck, ſich im fremden Lande ſo unter freiem Himmel unter geiſtliche Obhut genommen zu ſehen. — Schon ſeit Böhmen hatten mich die religiöſen Zeichen am Wege beſchäftigt. Dort ſah ich meiſtens nur einfache hölzerne Kreuze von ungeheurer Größe, welche mitten aus den Feldern hervorragten. Auf den ungariſchen Heiden verſchwinden mit den Feldern auch dieſe. Garſtig ſind die Andachtsbilder in der Nähe von Wien mit ihren ſchnurrbärtigen Männern und hochbuſigen Frauenzimmern, welche Kopf, Hals und Bruſt ſcham- und gefühllos aus dem Fegefeuer hervorſtrecken.

Nirgends aber ſah ich ſo viele Bilder und Zeichen am Wege, als an der Straße von Iſchl nach Salzburg. Möglich, daß der Landmann hier die ſchöne

Natur, für welche ihm der Sinn keineswegs zu fehlen scheint, da sich die bunten Bilder an den reizendsten Punkten finden, schmücken will, wie er in der Einfalt seines Herzens aller Orten das Gehörn der schönsten Stiere in seinen Heerden bei festlichen Gelegenheiten mit Kränzen umwindet. Abgesehen aber hievon scheint ein anderer Grund in der Nähe des St. Wolfgang- und des St. Gilgensee's zu liegen, welche immer von Zeit zu Zeit von den Menschen ein Opfer verlangen. Für diese, als für plötzlich und unvorbereitet Verschiedene, soll dann gebetet werden, inbrünstig und viel, und man rückt die geistlichen Gedenktafeln auf alle Unglücksfälle an die Landstraße. Dort hört ja das Wandern nicht auf, an Einsamkeit und Sammlung kann es nicht fehlen, und in jedem Reisenden sieht der Katholizismus noch immer einen Pilger, der Zeit und Lust hat zu beten. So drängen sich die furchtbaren Ereigniſſe aus dem Dickicht der Wälder und aus den Tiefen der Seen gleichsam zu ihrer Sühne in die Nähe der Menschen, und leicht könnte daher der brave Seume Unrecht haben, wenn er auf seinem Spaziergange nach Syrakus aus der großen Anzahl der Gedenktafeln den Schluß zog, daß gerade auf der Landstraße selbst entsetz ich viel Unheil geschehen sei.

So lange die leichten hölzernen Denkmale Wind und Wetter zu trotzen vermögen, ist den Gebeten der Vorübergehenden Zeit gelassen, um die Seelen der Verunglückten aus dem Fegefeuer zu erlösen. Auf den Gedenktafeln finden sich Gemälde, welche für die Personen, die es getroffen hat, nicht allein Mitleid, sondern auch Hochachtung erwecken sollen, indem sie durch ihre würdevolle Haltung imponiren. Sie sind stets abgebildet, wie sie mit wunderbarer Ruhe und Gottergebenheit in den Fluten treiben, zuweilen ein Kreuz über die Wellen emporhaltend. — Neben den bezeichneten Tafeln, welche stets ausdrücklich zum Gebete auffordern, finden sich hier auch viele rein dogmatische. Hochgelobt sei die heilige Dreieinigkeit! jubelt dort Jemand. An einer andern Tafel liest man: „Joseph J. ist Bauer und Maria J. Mühlenbesitzer; beide sezzen ihren Patronen dieses Denkmal.“

Die salzburgischen Alpen sind bis zum Gipfel mit Tannen und Buchen dicht bewachsen, welche hier um so besser zu gedeihen scheinen, an je steileren Abhängen sie stehen. Große Bauernhütten liegen einsam am Wege. Sie sind mit Bäumen umgeben, unter denen die Einwohner bei ungeheuer langen Flachsbrechen beschäftigt waren, und in weiterem Umkreise mit Holz-

latten umzäunt, innerhalb deren das Vieh geht. Und hier muß ich eines prachtvollen Anblickes gedenken, der ſich bei einer ſolchen Umzäunung mir darbot. Eine große ſteiermärkiſche Rindviehheerde wurde die Straße entlang auf einen Markt bei Salzburg zum Verkauf getrieben. Die Treiber hatten überall Mühe, ſie auf dem Wege zu erhalten, doch gelang es meiſt durch lebhaften Zuruf. Als ſie aber bei einem Bauernhauſe vorbei trieben, war die Heerde bei dem Anblick der eingehegten ſchönen Weide nicht länger zu halten, und die vortrefflich genährten, wuchtigen Thiere, deren braune Hautfarbe prächtig in der Sonne glänzte, brachen, noch gewöhnt an die Ungebundenheit auf der ſteieriſchen Alm, von allen Seiten in die Gehege ein, ſo daß das morſche Holz unter der Laſt des Rindviehes krachte, das ſich mit den ſchwerfälligen Vorderfüßen auf die Umzäunung ſtürzte.

## 19.

### Das Mittagsmahl der Knechte.

Reit im Winkl

Im Baierischen gewinnen die einstockigen Bauernhäuser fast ein noch stattlicheres Ansehen als im Salzburgischen. Sie werden eben so breit als lang, so daß sie fast ein Quadrat bilden, und dehnen sich nach allen Seiten hin so gleichmäßig aus wie einsam stehende Eichen. Die Dächer sind nach der Schweizerart, die sich jetzt auch in Amerika finden soll, von Holzbohlen, welche von schweren, der Reihe nach aufgelegten Steinen festgehalten werden. Die stattlichsten Häuser haben kleine Thürmchen mit Glocken, und so sind sie überall in den Tannenwaldungen zerstreut, bald allein als „Einöden," bald zu zwei bis drei als Weiler, bald zu fünf bis zehn mit einem Kirchlein als Dorf. An Wohlhabenheit

ſtehen die Beſitzer der baieriſchen „Einöden“ den weſtphäliſchen Hofſchulzen nicht nach.

In einer ſolchen Einöde, die zugleich als Wirthshaus dient, ſaßen wohl zwölf Knechte um einen Tiſch, während die Herrſchaft mit der Kellnerin beſonders, aber in derſelben geräumigen Stube zu Mittag aß. Die Knechte zerſchnitten ihre Knödel auf einem großen Brette, das die ganze Tafel deckte und ſtatt der Teller diente. Als die Mahlzeit beendet war, fuhren ſie plötzlich auseinander, ſprangen in die Mitte der Stube und wandten ſich mit gefalteten Händen einem Winkel zu, wo das Bild des Gekreuzigten hing, welches ich ſogleich bei meinem Eintritte in Baiern über dem Bette im Bureau des Paßbeamten erblickt hatte. In demſelben Augenblicke begann auch ein heftiges Schreien und ein dumpfes Geſumme; zuweilen ſprach der Oberknecht einige Worte allein, welche wie der Anfang eines neuen Gebetes klangen, dann wieder dasſelbe Geſumme, und ſo fort. Wahrlich, der Katholicismus verſteht das Organiſiren, wenn er ſelbſt dieſe Schaar von Bauernknechten, die ſich wild und verworren zur Thüre hinaus drängten, nachdem ſie beim Amen plötzlich Alle ihre Kappen in der Stube aufgeſetzt hatten, welche ſie theils ſchon

in den gefalteten Händen hielten, theils aus den Taſchen hervorzogen — wenn er dieſe ſo für's Tiſchgebet zu organiſiren vermochte. Man merkte beim Anblick ordentlich die Nähe des alten Görres und der hiſtoriſch-politiſchen Blätter. Lieblicher trat mir der baieriſche Katholicismus freilich in einem andern Wirthshauſe entgegen, wo ich geſtern übernachtete.

## 20.

### Das Haus einer weisen Bäuerin.

Schon als ich Morgens aus den Thoren von Salzburg gegangen war, hatte ein Wegweiser, welcher mit der Inschrift: nach Traunstein und Tirol — von der geraden Münchner Straße ab, etwas zur Seite wies, meine Sehnsucht nach den schon vor Salzburg verlassenen Alpen auf's Neue rege gemacht. Noch viele Wegweiser mit derselben Inschrift standen an der Chaussée, endlich aber hörten sie auf. Aber immer war mir, als hörte ich aus dem Fichtengebüsch zur Linken so traulich rufen: nach Traunstein und Tirol! Und nachdem nun den ganzen Tag eine lange Alpenkette in der Ferne neben der Straße, auf der ich wanderte, hergezogen war, da stand es Abends, als eben die Sonne untergegangen, noch einmal an

einer Tafel geſchrieben, am Saume eines Tannenwäldchens, in deſſen trauliches Dunkel ein kleiner ebener, ſandiger Weg, der ſeiner Breite nach nur für ſchmale Bauernwägelein berechnet ſchien, hineinlockte: nach Traunſtein und Tirol! Jetzt widerſtand ich nicht länger, und nach Verlauf einer halben Stunde führte mich dieſer Pfad in ein kleines Walddorf, wo mir der ſtattlichſte Bauernhof als Wirthshaus bezeichnet wurde.

Alles war hier vollkommen bäueriſch eingerichtet; doch bemerkte ich mit Verwunderung, daß die Bauern in dieſem Waldwinkel des Baierlandes nicht minder vortrefflichen Gerſtenſaft trinken, als den man aus München, Bamberg und Erlangen nach ganz Deutſchland verſchickt, und daß die Kellnerin, welche ihnen hier das ſchäumende Bier kredenzte, eine eben ſo eigenthümliche Schönheit war, wie diejenigen, welche die Maler als Münchner Kellnerinnen ſo gern auf unſere Kunſtausſtellungen ſenden. Die Kellnerin, welche ſich mit den Gäſten aus dem Orte Du nannte, war in dieſem Tannenwalde aufgewachſen, und bis auf dieſen Tag eine vollkommene Bäuerin geblieben. Ihre Tracht war die gewöhnliche der Kellnerinnen, in welcher die Eigenthümlichkeiten der baieriſchen Frauen-

tracht, und besonders das so überaus sinnliche baierische Mieder, noch stärker hervortreten. Mit dem kleinen bäuerisch-üppigen Körperbau contrastirten auffallend die seltene Feinheit der Gesichtsfarbe und die schönen Wimpern und Augenbraunen, — kurz, ich sah eine vollendete baierische Schönheit vor mir. Bald bemerkte ich, daß diese Kellnerin mit derselben Unschuld hier die Gäste bediente, mit der die Sennerinnen auf den nahen Alpen im Salzburgischen und in Tirol ihre Heerden hüten.

Als sie mir beim Eintritt in die Stube einen großen Krug Bier hinsetzte, verlangte ich auch eine Fleischspeise. Sie holte die Wirthin, eine stattliche Bauerfrau, herbei, welche mich ganz diplomatisch meinen Wunsch in ihrer Gegenwart noch einmal wiederholen ließ. Sie weigerte sich nicht, ihn zu erfüllen, sah mich sehr wohlwollend, aber nachdenklich an und bemerkte: es sei freilich heute Freitag. Zwar ließ ich nun sogleich meine Forderung fallen, aber die Wirthin blieb neben mir stehen und fragte: „Essen's bei Ihnen zu Hause Fleisch am Freitag?“ eine Frage, die sie mehr als Köchin wie als Katholikin an mich zu richten schien, und wobei ihre Augen wenig Bigotterie, wohl aber eine unbeschreiblich gutmüthige

Neugier verriethen. Auch das baieriſche Gretchen ſtand noch immer neben mir und hörte aufmerkſam meiner Beantwortung dieſer Frage zu, in welcher die Frage: „Nun ſag', wie haſt du's mit der Religion?“ ſo baieriſch ſinnlich gefaßt war. Hiermit war indeſſen das Examen, das ich zu beſtehen hatte, noch keineswegs zu Ende; die Reiſenden auszufragen, iſt ja allerOrten ein gutes Recht des Volks. Wie lebendige Wunder ſchreiten ſie durch die Felder und Auen der Fremde dahin, wie Räthſel, welche man durch Fragen nach ihrer Herkunft löſen kann. Und außerdem iſt hier in den baieriſchen Tannenwäldern und Gebirgen jeder Reiſende mit ſeinem Ränzel auf dem Rücken ein wandernder Concurrent der nahen Allgemeinen Zeitung, dieſer beharrlichen Tröſterin deutſchen Heimwehs im fremden Lande: man will Alles von ihm wiſſen, wenigſtens was die Könige und Gewaltigen auf Erden machen, was Krieg und Frieden, Peſt und Hungersnoth betrifft.

Auch die bäuriſche Matrone ſah mich noch lange wohlwollend an, und ihre Neugier richtete noch einige Fragen an mich, die aber dann allemal ſogleich, ehe ich antworten konnte, ihre Weisheit ſich ſelbſt leiſe

beantwortete. Sie fügte nämlich jedes Mal mit weisem Kopfnicken ihre Vermuthungen als Antwort hinzu. „Sind wohl weit her?“ fragte sie. „Aus Ungarn,“ fügte sie leise hinzu. Da sie nun hiermit wenigstens errathen hatte, woher ich für den Augenblick kam, so fragte sie nach einer kurzen Pause in ihrer unbeschreiblich gutmüthigen Neugier weiter: „Was gibt's Neues?“ — „Nix,“ setzte ihre Weisheit sogleich hinzu. In dieser eigenthümlichen Art ging unsere Unterhaltung im Stillleben der baierischen Wirthschaft fort.

Vor dem Abendessen knieten die Knechte alle nieder. Durch ihr lautes Beten herbeigelockt, kamen auch die Kinder aus der Nebenstube herbei, ihnen folgte behaglich die Mutter, und Alle knieten nieder. Sogar die Gäste ließen endlich ihre Krüge stehen und knieten. Ganz zuletzt kam noch die Kellnerin aus der Küche hereingesprungen und kniete gerade mir gegenüber vor der Tafel, hinter der ich saß. Nach Tische bat sie um die Erlaubniß, sich mit ihrer Arbeit (sie nähte an einem Hemde) mit zu meinem Lichte setzen zu dürfen, und ein anderes Mädchen, das noch mehr Kind als Jungfrau und dazu etwas verwachsen war, setzte sich

ſtillſchweigend und ungebeten mit hin. Als ich mein Nachtlager aufſuchen wollte, ergriff dieſe raſch den Leuchter und führte mich hinaus. Die ſchöne Kellnerin und die baieriſche Wirthin wechſelten in dieſem Augenblicke bedeutſame Blicke mit einander, und wie ich aus der Thüre ging, bemerkte ich, daß beide zu einer geheimen Berathung zuſammen traten. Auf der Treppe kam die Kellnerin hinter uns drein und nahm, ohne ein Wort zu ſagen, der kleinen Buckligen den ſchweren Leuchter aus der Hand. Das baieriſche Gretchen und die weiſe Bäuerin hatten es für ſchicklicher gehalten, daß die reife, in herrlicher Körperfülle blühende Schönheit, als daß ein kleines verwachſenes Mädchen dem Reiſenden das Nachtlager anweiſe. Dieſe tappte indeſſen nun mit leeren Händen immer hinter uns drein, und ſo wurde ich unter dem Dache des Hauſes durch alle Schlafzimmer geführt, welche meiſtens große Säle waren, in denen hier und da ein einſames Bett ſtand. Auch mein eigenes Nachtlager war in einem ſolchen Saale, deſſen Thüre nicht eingeklinkt werden konnte, weil ſie in einen Vorſaal führte, welcher zu Zeiten mit dieſem zu einem Tanzſaale vereinigt wird. Durch die offene Thüre ſah ich ſpäter die Knechte und Mägde, ſo wie die übrigen Bewohner

des Hauſes mit ihren Lampen ſich zerſtreuen und in den weiten Vorſälen ihre Lagerſtätten ſuchen.

Noch war es nicht Tag, als mich dieſen Morgen ein unharmoniſches Quieken, das vom Hofe herauf ſcholl, aus dem Schlafe weckte. Als ich ins Haus hinunter kam, waren Knechte und Mägde ſämmtlich bereits in Thätigkeit. An der Treppe in der Flur begrüßte mich die behagliche Wirthin freundlich und zutraulich. — Wenn ich nicht den Sonntag da bleiben und mit der Kellnerin einen Tanz verſuchen wolle, ſagte die weiſe Bäuerin, ſo ſolle ich den Samstag wenigſtens in ihrem Hauſe raſten; Fleiſch könne ich heute haben ſo viel ich wolle, friſches Fleiſch, denn ſie habe bereits dieſen Morgen ein Schwein geſchlachtet. Und dabei drehte ſie, als wollte ſie damit den Ketzer (?) zum Dableiben verlocken, mit der Hand ein fettes Thier herum, das bereits ausgeweidet an der Wand hing, und ließ mich den breiten Rücken ſehen. — Gute Wirthin, wer bei dir Hütten bauen — ich meine eſſen, trinken und faſten könnte! — Ich gedachte an die koloſſale Häuslichkeit in den vielen Sälen und Gemächern des ſtattlichen Gebäudes, durch welche mich am vorigen Abende die Kellnerin geführt.

und in denen die hohen Betten Sonntags den Reihen der Tänzer Platz machen. Aber die Welt iſt draußen weit und ſchön. Ich gab dem alten und dem jungen baieriſchen Weibe die Hand und trat ins Freie.

## 21.

### Der Schwabacher.

Vor dem Dorfe kam ich gleich wieder in den Tannenwald. Mit einer Anzahl neugieriger Bauern, die an verſchiedenen Orten einzeln aus dem Tann hervorkamen, ging ich nach Traunſtein, wohin ſie ſämmtlich in verſchiedenen Prozeßſachen aufs Gericht geladen waren; man ſollte meinen, es könnte nur der böſe Feind ſelber ſein, der in dieſer Einſamkeit, auf den durch große Waldſtrecken von einander getrennten Gehöften ſo viel Aergerniß geben kann. Um in ihre Gerichtsſtadt zu gelangen, müſſen die Bauern über eine geflochtene Stiege ſteigen, welche auf dieſer Seite von Traunſtein die Thore vertritt. Unter denen, welche auf dem Markte umhergingen, bemerkte ich einige, deren ſchwarze Jacken, von feinem glänzenden Tuche, einen ſeltenen Wohlſtand verriethen, die aber der

Landestracht vollkommen treu geblieben waren. Und wenn auch nach den verſchiedenen Ständen einige Modifikationen eintraten, die auch an der Volkstracht um ſo weniger ausbleiben, als die vornehmen Pariſer Moden, wenn ſie ſich längſt überlebt haben, gewöhnlich überall auf den Schnitt der Volkstracht leiſe nachwirken: ſo war doch die bei Allen von Kopf bis zu Füßen beibehaltene ſchwarze Farbe des Tuches faſt allein ſchon genügend, um in der Kleidung eine Uebereinſtimmung von eigenthümlicher Wirkung hervor zu bringen.

Unter den Paſſagieren, welche im Gaſthofe zur Poſt auf die Abfahrt des Stellwagens nach Reit im Winkl warteten, befand ſich eine ächte Volksgeſtalt, die, wie ſich ſpäter zeigte, unter dem Namen des Schwabachers von Traunſtein bis Reit im Winkl jedem Kinde bekannt war. Ein treues Bild der Gutmüthigkeit und der Neugier, ſaß er zwiſchen zwei fremden Knaben, einem Italiener und einem Tiroler, in der Mitte. Beide hatte er zufällig im Wirthshauſe getroffen und bewirthete ſie mit Bier und Brot, um ſie auszuhorchen. Nun war es ergötzlich, wie er den Tiroler zur Rechten zum Trinken nöthigte, und faſt im ſelben Augenblicke ſein linkes Ohr, auf dem er

faſt gar nicht hörte, tief zu dem Italiener nieder neigte, um zu vernehmen, „was er für einer ſei.“ Dieſelbe Frage: „Was biſt denn du für einer?“ die in der That ſo viel enthält, wie die berühmten Fragen, welche die homeriſchen Wirthe ihren Gäſten nach dem Mahle vorlegten, zuſammen genommen, legte er ſpäter im Stellwagen auch mir vor. Als er aufſtand und die Knaben ſich ſatt gegeſſen und getrunken hatten, ſprangen ſie ſehr vergnügt um ihn her und ließen nicht ab, bis er noch beim Einſteigen in den Wagen dem einen ein Meſſer und dem andern ein Paar Feuerſteine abgekauft hatte. Der Schwabacher, ein Mann in ſeinen beſten Jahren, hatte, obgleich ſich zu ſeiner Schwerhörigkeit noch eine bedeutende Heiſerkeit geſellte, ſo daß zwiſchen ihm und einem Taubſtummen nur ein gradueller Unterſchied ſtattfand, ſich doch eine leibliche und geiſtige Friſche erhalten, welche einem ſolchen Lazarus wohl nur unter ſo einfachen Lebensbedingungen, wie ſie mitten im Volke und in der freien Gebirgsnatur vorhanden ſind, bewahrt werden kann. Auf ſeinen Wangen glänzte noch das Morgenroth der Jugend, während Körperbau und Wuchs bereits die volle Reife des Mannesalters verriethen. Mit dieſer Friſche Hand in Hand ging hier die größte Geduld im Leiden und eine ungeſchwächte Lebensluſt.

In einem Gasthofe, wo wir unterwegs anhielten, zeigte er sich gegen die Frauen in volksthümlicher Weise galant, und seine Gebrechen hinderten nicht, daß seine Aufmerksamkeit aufs Freundlichste angenommen und erwidert wurde, zumal man in ihm auch einen unermüdlichen Tänzer auf allen Festen und Kirchweihen zu schätzen wußte. Im Stellwagen ließ ihm seine Gefälligkeit keine Ruhe, und oft sprang er mit einem Satze hinaus, um einem Vorübergehenden irgend einen Dienst zu leisten, nach dessen Verrichtung er, von den übrigen Passagieren etwas über die Achsel angesehen, ganz demüthig wieder in den Wagen kroch. Als der Wagen, nachdem die anderen Passagiere sich hier und da in den Waldhäusern zerstreut hatten, einen steilen Berg hinan fuhr, hieß der Fuhrmann ihn wie einen Knecht die Pferde beim Kopfe nehmen und langsam hinan führen, was er auch geduldig that, während der korpulente alte Kutscher behaglich mit mir hinter seinem einträglichen Fuhrwerke einherging. Er ist eine wichtige Person auf der Straße von Traunstein nach Reit im Winkl. Bald vor diesem, bald vor jenem einsamen Waldhause hatte er Halt gemacht, und vor einigen der stattlichsten waren auf seinen Ruf ganz vornehme Damen erschienen, um ihre Briefe, auch

wohl einige seltene Gemüse aus der Stadt in Empfang zu nehmen. Der alte Bürger von Traunstein hing seine Hand in meinen Arm, und mit jenem unbeschreiblichen Wohlwollen, welches mich gerade an den Baiern so oft gefreut hat, weidete er sich an meinem Entzükken über einen Alpenwasserfall, den er mir im Mondscheine zeigte. Dem guten Schwabacher freilich wußte er wenig Dank, da wir auf dem Gipfel des Berges anlangten, und als dieser einmal in eine Mühle am Wege ging, ließ er sogar alsbald seine Pferde traben und begnügte sich, einem Kinde, das gerade vorbei ging, aufzutragen: „Der Schwalbacher soll laufen, daß er nachkümmt.“ Wirklich holte dieser in seinen Schuhen und Strümpfen die trabenden Rosse wieder ein und setzte sich so still als möglich wieder an meine Seite. Vor Reit im Winkl sprang der Schwabacher abermals aus dem Wagen, ohne daß seinethalben der Fuhrmann die trabenden Pferde gehemmt hätte, und ich sah ihn seiner Wohnung, einem stattlichen Gehöfte, zueilen, das, etwas abseits von der Landstraße, am Saume des Waldes lag.

## 22.

### Baieriſche und öſterreichiſche Sabbathſtille.

Achenthal.

Als ich zu Fuß von Reit im Winkl weiter reiſte, ſah ich im baieriſchen Gebirge in der Sonntagsfrühe die Leute zur Kirche gehen und in Tirol ſah ich ſie heraus kommen. Ueber den Grenzzollhäuſern lag die ſchönſte Sabbathſtille, und ich fand die bairiſche Sabbathſtille nicht ſchlechter als die öſterreichiſche, und umgekehrt. An der bairiſchen Mauth, welche ganz im Gebüſche verſteckt liegt, ſah ich Niemand als ein paar Füllen, welche uneingehegt in der Nähe weideten. Die k. k. Finanzwache aber wuſch ſich gerade in einer hellen Quelle, welche dicht vor der öſterreichiſchen Mauth vorbei fließt, die Augen aus, und faſt machte es mich bedenklich zu ſehen, wie vertraut ſie mit der Alpenquelle war und wie ſie hier auf der

Grenze nicht minder als eine Sennerin auf der Alm mit der Natur verwachſen ſchien. Unmittelbar nachdem ich von Sachſen nach Böhmen hinein gegangen war, hatte mich ein noch ganz junger Finanzſoldat, mit dem ich mich bei böhmiſcher Muſik im Wirthshauſe zur Poſt bei Arbeſau ganz gut unterhielt, ſehr bewegt und feierlich verſichert: es könne alles anders werden auf der Welt, das gebe er zu, aber — bei Gott! — hier auf der Grenze werde es niemals anders werden.

Unweit der beiden Zollhäuſer ſah ich verſchiedene Gebäude, an deren Thüren gewaltige Vorhängeſchlöſſer hingen; vermuthlich waren ihre Bewohner ſämmtlich zur Kirche gegangen. An einer ſo verſchloſſenen Thüre las ich einen Anſchlag, welcher den Gruß „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“ mit der Antwort „In Ewigkeit Amen!“ empfahl und für jedesmaliges Grüßen hundert Tage Ablaß bewilligte, „fünfzig Tage für den alſo Grüßenden und fünfzig für den Dankenden.“ — Sicherlich fallen in dieſen Wäldern die Edikte der römiſchen Gewiſſenskanzlei in einen guten Boden, und beſonders bemerkte ich gottesfürchtige alte Weiber, die ihr „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus“ ſo hell und vernehmlich in die Sabbathſtille hinein riefen, daß es der

ſchöne blaue Himmel über uns unmöglich überhört haben kann.

„Ach, grüß Gott! grüß Gott!“ riefen ein paar alte Männer mir ſchon von weitem entgegen und ihre Augen glänzten vor Freude und Luſt. Die beiden Großväter hatten im Kirchdorfe vor dem Mittageſſen getrunken. Hand in Hand kamen ſie mit etwas unſicherem Gange in der Mitte der Straße langſam daher gewandelt, und zogen ſo lärmend und jeden Augenblick ſtehen bleibend ihren einſamen Häuſern zu. Ueberhaupt war es ein prächtiger Anblick, an dieſem hellen ſonnigen Sonntag Mittag die Leute heimgehen zu ſehen. Unmittelbar vor der Kirche vertheilten ſie ſich gruppenweiſe nach allen Seiten, und beſonders eine Wieſe, welche zwiſchen dem Dorfe und den Alpen lag, wurde plötzlich von den herrlichſten Geſtalten belebt. Es waren beſonders viele Sennerinnen in der Kirche geweſen, welche in den letzten Wochen mit ihren Heerden von der Alm zurückgekehrt waren; hohe herrliche Geſtalten, die in ihren feſtlich glänzenden Tirolerhüten, dieſem keuſchen Schmuck mit ſeinen Goldtroddeln, gegen den das baieriſche Mieder, das den ſchönſten Theil des weiblichen Körpers ſo glänzend hervorhebt, hier bereits etwas in den Hintergrund trat, einen beſonders

ſchönen Anblick darboten, wie ſie in ihrem feſten freien Gange über den Anger dem Waldſaume am Gebirge zuſchritten.

In der Schenke des Dorfes, wo die Bauerfamilie gerade zu Mittag aß, ſah ich die Sennmagd mit dem hohen Sonntagshute zu Tiſche ſitzen, während alle andern mit entblößten Häuptern um ſie her ſaßen, ein eigenthümliches Vorrecht, das Schönheit und Jugend hier genießen. Auffallend, aber höchſt natürlich war auch das lebhafte Spiel der Geſchlechter, das zwiſchen der Sennerin und dem Sohne des Hauſes, einer reinen kindlichen Seele, ſo unverhohlen ſtatt fand. Es war ein fortwährendes Necken, Lachen und Jauchzen bei Tiſche, an dem ſelbſt die beiden Alten Theil nahmen.

In Kufſtein, wohin ich bald gelangte, mahnte mich Friedrich Liſt's Grab an die ferne Heimath und an das Vaterhaus, wo ich dieſen Mann geſehen, als er von Amerika zurück kam. Nachdem er am Abende mit ſeiner Familie ſich uns zutraulich genähert, wie ſich der Fremde in Amerika dem Farmer nähern mag, der an ſeine Fenz gelehnt ſteht, ſah ich am anderen Morgen, die lange Pfeife mit einem Stricke ſtatt der Schnur umwanden — in Amerika ſei das ſo Mode,

hatte er gesagt — hoch oben auf dem Bocke neben dem blasenden Postillion, den Nationalökonomen vorbeifahren, der kurz darauf die ersten Fäden seines Eisenbahnnetzes über Deutschland auswarf.

Hinter Kufstein lag an diesem Tage alles voll Militär, und bis ich ein Nachtquartier fand, mußte ich lange auf der Straße zwischen den Alpen im Mondschein von einem einsamen Gasthofe zum andern fortwandern, während der Sonntag langsam und feierlich mit den letzten Schüssen eines Scheibenschießens im Gebirge verhallte. Und hier sah ich zum ersten Male die von Reisenden so oft gerühmte und gepriesene Erscheinung, daß am Abende schöner Tage der Mond mit seinem blassen Zauberstrahle leise an hohes starres Gebirge rührt und ihm den Schein einer geheimnißvollen ätherischen Lebendigkeit anhaucht.

Unter den Bildern am Wege, welche sich, wie die meist in der Zeichensprache geschriebenen polizeilichen Verordnungen, hier durch große Einfachheit auszeichnen, fiel mir folgendes besonders auf. Es ist ein Fleischer auf der Reise ermordet und der Thäter nicht entdeckt worden; nun hat man die Mordscene ohne alle weitere Betrachtungen an eine Tafel gemalt und nur

ein großes Auge darüber geſetzt. Daß ein helles Auge über dieſen dunkeln Wäldern wacht, gibt dem Tiroler die Beruhigung, deren wir Alle zum Leben bedürfen, und dieſe einfache Vorſtellung iſt zugleich der Kern des Glaubens, den hier der Katholicismus in ſo bunten Bildern aus einander legt. Ein über dunkeln Wäldern ruhendes Auge — ſpiegelt ſich hierin nicht die ganze Transcendenz in ihrer reinſten und ſinnigſten Auffaſſung?

Ich trat in eine Kirche am Wege, wo eben Meſſe geleſen wurde. Der Gottesdienſt gefiel mir beſonders wohl. Die Chorknaben ſprangen wie die Gemſen hinter dem Geiſtlichen am Altare herum, und der Meßgeſang der Gemeinde näherte ſich nur zu ſehr einem vielſtimmigen Jodeln auf der Alm. Alles war hier ſo frei und natürlich, und ein ſchönes ſchlankes Mädchen, das ſtädtiſch gekleidet war bis auf den hohen glänzenden ſchwarzen Hut, den ſie gleich den übrigen Frauen auch in der Kirche ſchief gerückt über dem linken Ohre trug, bemühte ſich vergebens kokett zu ſein; denn wie ſie auch bei dem Klange der Meßglocke fortwährend ihre Stellung wechſelte, bald niederkniete, bald emporfuhr, die beabſichtigte Koketterie glitt an der

ſchönen Weiblichkeit ihres ſchlanken Gliederbaues ab, und wie ſie auch das ſchön geſchmückte Haupt herum warf, ihre Bewegungen glichen denen des Hirſches, der den Kopf mit dem ſchönen Geweih bald hebt, bald ſenkt.

---

## 32.

### Der Hausirer von Schwatz.

Ein Hausirer aus Schwatz, den ich beim Weitergehen nach der Lage des Passeierthales gefragt hatte, ohne dabei Andreas Hofers zu erwähnen, setzte seiner Antwort sogleich die Worte hinzu: „Ja, mit dem Hofer, das war eine Fügung Gottes.“ Und dazu lächelte er vergnügt. Nicht ohne tirolisches Selbstbewußtsein charakterisirte er nun den braven Mann in der That nicht minder richtig, als wenn ihn Anastasius Grün in einem seiner neuesten Gedichte mit den Worten einführt:

Kein Einzler komm' ich, nein, ein Heldentausend,
Ein Heer von Männern, angeschwollen, brausend,
Das rettend in sein Felsenschloß getragen
Den deutschen Ruhm in schmachvoll düstern Tagen.

Sonst war die Geschichtsauffassung des ehrlichen Tirolers nicht sehr zu empfehlen, denn er war der Ansicht, daß Tirol damals nur gegen Baiern gefochten, welches an einem gewissen Napoleon einen mächtigen Bundesgenossen gefunden habe. Er versicherte, zwischen Baiern und Tirol werde niemals Friede werden; so harmlos ist dieses Volk, daß es kaum einen wesentlichen Unterschied bemerkt zwischen den welthistorischen Kämpfen der Hofer'schen Schützen und den kleinen Fehden der Alpenjäger auf der Grenze von Baiern und Tirol. „Ja, die Baiern," meinte der Hausirer, „das ist eine böse Nation, wo die überhand nehmen!" Und selbst das bairische Wild, welches zuweilen über die Grenze nach Tirol herein kommt, wollte er nicht loben, so wenig als das bairische Gras; beides sei viel kleiner als in Tirol. Als er nun hörte, daß ich ein Preuße sei, bemerkte er listig: er wisse wohl, in Preußen sei auch ein Aufstand gegen Baiern gewesen und Tirol werde an Preußen einen treuen Bundesgenossen finden, wenn es wieder einmal gegen Baiern gehe. Hier trennten sich unsere Wege und zutraulich reichte er mir die Hand zum Abschiede, vielleicht in der Hoffnung, daß ich selbst in Reih und Glied noch ein Mal als Soldat wieder

kommen würde, um den Tiroler Jägern gegen die bairischen beizustehen.

Ich wandte mich hier auf die Straße von Rattenberg nach Achenthal, welche bald an einer einsam stehenden Alpe mühsam emporklomm. Nachdem diese erstiegen war drängte sich Alpe an Alpe und ich glaubte mich in der Krone eines Riesenbaumes zu befinden, die auf dem Stamme jener einsam stehenden Alpe mächtiges Geäst nach allen Seiten hin ausbreitet. Sehr spät erst hören am Wege die einzelnen Häuser, meist Sägemühlen, auf. Vom Gebirge herab, an dessen Abhange sie liegen, strömt auf sie zu eine frische Alpenquelle, welche sich gerade auf das Dach zu ergießen scheint, aber vom menschlichen Gewerbsfleiße im selben Augenblicke ergriffen und geleitet wird und sich in seiner starken Hand in Segen verwandelt. Diese Krystallbäche gehören daher hier so gut zu den Häusern der Menschen als die rauchenden Schornsteine, und die schäumenden Nahrungsquellen, welche von den Spitzen der Gebirge zu den Menschen herabrauschen, mögen hier den einsamen Häusern leicht denselben Werth verleihen, den ein Bürgerhaus in einer deutschen Mittelstadt besitzt.

## 24.

### Ein Wirthshaus in Tirol.

Auf der weiten Hausflur des großen Wirthshauſes zu Achenthal ſaßen, als ich eintrat, Tirolermädchen in maleriſchen Gruppen beiſammen, während in einer Kammer hinter der Wirthsſtube eine Anzahl junger Burſche ſich befand. Alle waren der Landesſitte gemäß beſchäftigt den Hausbewohnern bei einer ländlichen Herbſtarbeit, welche das Einſammeln der Wintervorräthe nöthig macht, zu helfen. Hier im Wirthshauſe ging indeſſen die leichte Arbeit, welche ja ohnehin wohl nur während der rauhen Jahreszeit die Geſchlechter zuſammen führen ſoll, bald in Tanz und Vergnügen über. Von der Kammer her erſcholl zuerſt aus tiefſter Bruſt das bedeutungsvolle volksthümliche Jauchzen, das dem Locken der Waldvögel ſo ähnlich iſt; es wurde von einer Stimme in der Hausflur beantwortet,

und allmählich fand ſich Alles in der dazwiſchen liegenden Stube zuſammen.

An ächten Volksſcenen fehlte es dabei nicht. Zu der bereits verſammelten Geſellſchaft traten einige Schützen herein, welche von einem nahen Scheibenſchießen zurückkehrten und verkündeten, daß ſie draußen einen berauſchten Kameraden hätten ſtehen laſſen, man möge entſcheiden, ob er herein kommen ſolle. Der draußen ſtieß eben ſelbſt ein Jodeln aus. Er war der allgemeine Liebling und wurde herein gerufen. Er ſchien zu wiſſen, daß man über ihn berathen hatte, denn er lachte ſtill in ſich hinein, als er, ein ſchöner kräftiger Burſche, etwas ſchweren Ganges, die Büchſe über der Schulter, herein trat. Er ſetzte ſich ruhig nieder und rief ein Mädchen zu ſich. Sie kam, und ein anderes Mädchen, das eine ſtille Liebe zu ihm im Herzen trug, kam auch herbei und ſtellte ſich ſchweigſam und beſcheiden neben die beiden. „I mag di nit,“ ſagte er zu dieſer und gab der erſten ſein Glas zum Trinken in die Hand. Sie trank und miſchte ſich wieder in die Reihen der Tänzer. Und da die Verſchmähte nun doch neben ihm ſtehen blieb, gab er ihr auch aus ſeinem Glaſe zu trinken. Endlich legte er den Kopf auf den Tiſch und ſchlief ein, und wie

ich die zweite nun immer noch neben ihm stehen sah, dachte ich: „Die beiden müssen wohl für einander sein.“

Mehrere Kohlenbrenner, welche einen Kohlenwagen von ihren rauchenden Meilern, die hier dreimal so groß sind als im Harz, nach Achenthal geführt hatten, musicirten zum Tanze. Die Kohlenbrenner spielen in der deutschen Sage eine große Rolle; der Charakter, den sie ihnen anweist, ist bei aller Beschränktheit doch höchst edel. Sie sind von der Sag dazu ausersehen, Königs- und Grafenkinder, welche sich im Walde verloren haben, wieder zu finden und zu ihren Eltern zurück zu bringen. Für das ihnen geschenkte Vertrauen nun erweisen sie sich ihr auch noch in neuerer Zeit dankbar, wenn auch nicht gerade durch den sprüchwörtlich gewordenen Köhlerglauben, so doch durch die Pietät gegen sagenhafte Lokalüberlieferungen. Und wie sollte auch dieses Geschlecht der Sage gegenüber nicht conservativ sein und vergessen, was auf der ungepflügten, mit duftenden Kräutern bewachsenen Waldscholle, von wo der Köhler Jahre lang zwischen den grünen Baumwipfeln den bläulichen Rauch seiner Meiler zum Himmel aufsteigen sieht, geschehen sein soll, oder wirklich geschehen ist!

Die vier Waldbewohner im Achenthaler Wirthshause verzehrten sehr viel, vermuthlich weil sie als Musikanten hier eine außerordentliche Einnahme hatten; sie sangen am schönsten, wußten die meisten Lieder, klatschten sich am derbsten die Hände und Waden beim Tanze, wurden aber von den anderen nicht für voll angesehen. Dennoch eröffnete ein ungeheuer langer Kohlenbrenner den Tanz mit einer derben Magd, und überhaupt kamen mir die Viere als die Priester und Pfleger des Volkslebens vor, das sich hier vor meinen Augen entfaltete. Noch mehr als von dem Langen konnte dies von einem anderen, dem jüngsten von ihnen gelten, aus dessen rußigem Gesichte sehr feine, etwas melancholische Züge hervorschauten, und dessen ganzes Wesen überhaupt so eigener Art war, daß man hätte glauben können, er eifere mit Bewußtsein für Aufrechthaltung der alten Volkssitten, ohne daß er deßhalb selbst aufgehört hätte zum Volke zu gehören. Als alle Anwesenden sich ausgetobt hatten und ruhten, wählte er sich die schönste Dirne zur Tänzerin; und wie nun seine Wahl ohne alle Nebenrücksichten nur der Schönheit galt, so waltete auch in dem Tanze ein höheres, gleichsam ethisches Moment vor; ja, es war gleichsam nur eine Andeutung des

Tanzes, wobei jedoch das volksthümliche Element desſelben nur um ſo ſchärfer hervortrat. Es wurde nämlich dabei gar nicht geſprungen, ſondern der Kohlenbrenner führte ſein Mädchen nur im Kreiſe herum, blieb aber, ächt tiroleriſch, jedesmal vor den Muſikanten ſtehen und ſang ihnen einen Vers zu, deſſen Melodie dann die Inſtrumente und deſſen Worte alle Anweſenden ſingend wiederholten, während er mit ſeiner Schönen, die er keineswegs vernachläſſigte und deren Wangen im zärtlichen Geflüſter ſein Kopf ganz nahe kam, weiter ſpazierte, ohne auf die Anderen zu achten. Wohl eine Stunde lang unterhielt er ſo die Geſellſchaft. Er zeigte ſich unerſchöpflich in ſeinen Liedern, und ohne im Vortrage das Maaß der Schönheit zu überſchreiten, ſang er ſie mit einer Leidenſchaft und mit einer Hingebung, die mich mit Staunen erfüllte. Auch die Wahl ſeiner Lieder war nicht ohne Bedeutung, und eines davon, worin der Wunſch ausgeſprochen wurde für die Zukunft des heiteren Tirolervolks:

Daß wir fein luſtig ſein
Hier in Tirol!

wird mir noch lange in den Ohren ſummen und mich mit Sehnſucht nach den Tiroler Alpen erfüllen.

## 25.

**Ein blauer See und ein ſchönes Schweſterpaar. Honoratioren und Wilddiebe.**

Augsburg.

An der Straße von Achenthal nach Ebenſee, bereits auf bairiſchem Grund und Boden, liegt das Bad Kreuth. Es bot einen recht charakteriſtiſchen Anblick dar für ein Bad, wo am Ende der ſchönen Jahreszeit die Menſchen verſchwinden und die Natur im Winter ſich ſelbſt überlaſſen iſt wie im tiefſten Waldesdunkel. Ein Eſel, der im Sommer manche ſchöne Bürde auf die Spitzen der umliegenden Gebirge getragen haben mochte, war das einzige lebende Weſen, das ich erblickte. Der Wirbelwind wehte die gelben Blätter im Kreiſe von den höchſten bewaldeten Bergſpitzen gerade in die Mitte des freien Platzes, wo der Eſel ſtand, und dieſer ſuchte vergebens den

dichten Blätterregen mit dem Kopfe von ſich abzuſchütteln; gewiß das traurigſte Bild, das man von einem berühmten Orte mit hinwegnehmen kann. Ueberhaupt aber war es für mich einer jener tief melancholiſchen Regentage, die man zwar bei blauem Himmel, aber nur im Herbſte auf einer Wanderung zwiſchen hochbewaldeten Bergeshöhen erleben kann, wenn in unabſehbarer Reihe von den ſteilen Höhen herab die Blätter auf die Landſtraße fliegen.

Deſto heiterer geſtaltete ſich die Reiſe, als der Wald aufhörte und der See begann. Indem ich mich ſeiner dunkelblauen Wellen freute, ſchritt ich, da ich gerade keinen Kahn ſah, an ſeinem Ufer entlang, um ihn zu umgehen. Schon war ich dem Städtchen Ebenſee ziemlich nahe gekommen, als ein junger katholiſcher Geiſtlicher, der hinter mir her kam, mich verſicherte, es ſei kein Umweg bis zu einem Hauſe, das er mir bezeichnete, zurückzugehen und mich von dort aus überfahren zu laſſen. Ein Umweg war es nun allerdings ſichtlich; da er indeſſen ſelbſt ihn ſo eben gemacht hatte, ſo ſchwieg ich ſtill und kehrte geduldig um. Möge der Himmel dieſem Armen nie den Blick aufſchließen für den Umweg, den er täglich zu machen ſcheint! Ach, der gerade Weg iſt nicht

immer der beſte, zumal wenn man auf Umwegen von einem ſchönen Schweſterpaare mit kräftigen Armen über den tiefblauen See zum Ziele gerudert werden kann, wie hier.

Abends ſaßen wir Alle einmüthig an der langen Wirthstafel im Hinterſtübchen der Poſt, nämlich der Poſtmeiſter von Tegernſee, die Honoratioren, ein Münchner und ich. Die Honoratioren dieſes bairiſchen Städtchens waren roher als ſonſt an kleinen Orten. Nur der Kleidung nach ſchienen ſie über den gemeinen Leuten dieſer Gegend zu ſtehen, vor deren verrufenem Dialekte ſich ihre Sprache in nichts auszeichnete. Ich fand es ganz natürlich, als ich bemerkte, daß ſie ſich mit dem Volke Du nennen. Dennoch würde man ſehr irren, wenn man hieraus auf ein freundſchaftliches Verhältniß der Stände zu einander ſchließen wollte: im Gegentheil leben hier dieſe bairiſchen Honoratioren, welche meiſt Förſter ſind, mit dem gemeinen Manne, der in der Regel Wilddieb iſt, in fortwährender Fehde, die keineswegs ausſchließlich von Amtswegen geführt wird, ſondern oft auf dem tiefſten perſönlichen Haß beruht. Einer der Anweſenden verſicherte, wenn er einen Wilddieb in dem Augenblick, wo dieſer eben einen Hirſch erlegt habe,

vollständig in seine Gewalt bekäme, so würde er ihn lebendig im Walde begraben. Nur in der Einsamkeit der Wälder werden diese Fehden geführt; unter den Menschen sitzen die Förster mit den Wilddieben, welche sich nicht selten ein bedeutendes Vermögen erwerben, oft friedlich und scheinbar zutraulich neben einander. An der Tafel, vor der wir saßen, trafen sich eines Tags ein Oberförster und ein gefährlicher Wilddieb. „Ich gehe dir nun fünf Tage nach," sagte der Oberförster zu diesem; „und ich dir sechs," antwortete der Wilddieb. Am andern Tage fand man den Oberförster todt im Gebirge.

Um diesen furchtbaren Haß zu verstehen, muß man wissen, daß hier die Förster noch mit den übrigen Jägern um das Jagdrecht kämpfen, das im nahen Tirol faktisch wenigstens noch ein allgemeines ist, wie es ohne Zweifel auch auf den bairischen Alpen vor nicht allzu langer Zeit noch ein allgemeines war. Wo nun so das Recht und das Unrecht auf demselben Stamme gewachsen sind, bis sie später erst sich trennten, wer kann da sagen, wann der Sieg zwischen beiden entschieden wird? Der Gott aber, der seine Sonne aufgehen läßt über Gerechte und Ungerechte, macht Tag für Tag das Waldesdüster für den

Förſter wie für den Wilddieb. Und wie leicht und wie oft mag die Tafel des Geſetzes umſinken, die in dieſen Wäldern aufgerichtet wird! Regen und Schnee löſchen ihre Schrift aus, das Gras wächſt darüber hin, das von allen Seiten gehetzte Wild ſetzt in großen Sprüngen darüber hinweg, und wer mag entſcheiden, von wem ſie eben mehr mit Füßen getreten wird, von dem Förſter, der fünf Tage mit ſeiner Büchſe dem Wilddieb nachgeht, oder von dem Wilddiebe, der dem Förſter ſechs Tage nachſchleicht? Solche einſame Wanderungen der Förſter und Wilddiebe, ſo poetiſch ſie auch ſind, haben den Nachtheil, daß das Menſchenleben dort ſo wohlfeil wird, wie das der Hirſche und Eber, und daß das Daſein der Jäger ſo leicht und ſpurlos verſchwindet wie der Schnee an einer ſtillen Stelle im Walde, wenn ſeine Zeit gekommen iſt.

Unter den Förſtern und Bierbrauern von Tegernſee ſaßen auch einige Juriſten, die ſich wenig von den übrigen Honoratioren des Städtchens unterſchieden und wohl auch den Wilddieben lieber im Walde, wo man fortwährend die grünen Zweige erſt vor dem Geſichte auseinander biegen muß, als auf dem Wege des Geſetzes nachſtellen und ſie lieber mit

der Büchſe als mit der Feder verfolgen mögen. Einer von dieſen, ein kleiner, lebhafter, breitſchulteriger Mann, in deſſen gebräuntem Antlitz die juriſtiſche Brille ſich ſehr verwegen ausnahm und deſſen bäueriſche Manieren noch durch einen Anflug von Deutſchthümelei verſtärkt wurden, hielt mich für einen Italiener, weil ich die deutſche Sprache aus Büchern erlernt haben müſſe, denn ſo, wie ich ſie ſpreche, werde ſie in Deutſchland nur geſchrieben.

Die Poſtverbindung zwiſchen Ebenſee und München, welche während der Sommermonate wegen des nahen Bades Kreuth eine tägliche iſt, verſchwindet mehr und mehr, wenn auf der fruchtbaren Ebene zur Seite der Landſtraße die Feldfrüchte eingeſammelt ſind und der Wald, deſſen Saum ſie begrenzt, ſich entlaubt. Ein ſpekulativer Bauer ſammelt nun im Herbſte von Zeit zu Zeit die wenigen Reiſenden auf der Landſtraße in ſein Wägelein, auf dem vorn ein gepolſterter Sitz für zwei Perſonen angebracht iſt, und beladet dann für den Rückweg in München den Hintergrund ſeines Fuhrwerks mit Waaren. Dieſem Bauer wurde ich vom Poſtmeiſter zur Beförderung übergeben, und ich weiß ſeine fragmentariſchen Beſtrebungen für Belebung des Winterverkehrs in dieſer Gegend

um so mehr zu schätzen, als die Fläche bis München zu einer Fußwanderung keineswegs einladet.

Nachdem wir eine Weile schweigend neben einander gesessen hatten, fragte der Fuhrmann zutraulich, ob ich kein Mittel wisse, um schnell reich zu werden. Ich verneinte. „Wie steht's mit der Lotterie?“ forschte er weiter. Er schien selbst nicht viel davon zu halten. „Aber,“ sagte er, nachdem ich zum zweiten Male geantwortet, „das Getrautenbuch?“ Er bat mich, es ihm doch zu verschaffen; an einer Maus, die an einer Spindel hinauf läuft, soll es kenntlich sein. Ein alter Mann in seinem Wohnorte hat versprochen, goldene Berge damit zu heben, wenn er es ihm bringt. — Der Morgen war frisch und lieblich, der Abschied von den Alpen hatte mich traurig und ernsthaft gestimmt; ich wies ihn hin auf das herrliche Gebirge, das uns im Rücken lag, auf die gewerbreiche Hauptstadt, welche so eben mit ihren Thürmen am Horizonte vor uns auftauchte, auf die schöne, breite, ebene Landstraße dazwischen und auf die bewegliche Kraft seines Rosses als auf die Quellen seines Glückes. Wie er denn nun von Haus aus ein thätiger, verständiger Mann war, so leuchtete ihm dieß vollkommen ein; nur fürchtete er sich vor Radbrechen

und Pferdestürzen auf der Landstraße. Was ließ sich dagegen sagen? Nach einigem Besinnen fügte er selbst hinzu: „Der Meinung bin i, wemmer bett (betet), so passirt ei'm so nix.“

Mein Aufenthalt in München war zu kurz, als daß ich etwas darüber aufzeichnen möchte. In Augsburg schlenderte ich, von der Eisenbahn kommend, meinen Reisesack noch in der Hand, um den Dom herum und suchte das „hohe Haus nah bei dem alten Dom,“ von dem ein schwäbischer Dichter singt, fand aber nur eine Reihe gleich hoher Häuser, auf welche alle der alte Dom seine ernsten mittelalterlichen Schatten wirft. Da braucht dann freilich die Poesie nur nach freier Wahl mit ihrem Zauberstabe eines zu berühren, und es glänzt weithin in die Ferne. — Ich trat in den Dom hinein, wo gerade eine der untern Gymnasialklassen zum Gebete versammelt war. Ein wohlbeleibter ältlicher Mann im zugeknöpften Oberrocke las mit eintöniger Stimme aus einem Buche ein Verzeichniß aller menschlichen Sünden und Laster vor, das die Schüler, welche mit gefalteten Händen auf einer Reihe von Bänken saßen, abwechselnd mit dem Ausrufe. „Erlöse uns, o Herr!“ und „Erbarme dich unser, o Herr!“ unterbrachen. Endlich las der

Mann im Oberrocke ſogar: „Von unſern widerwärtigen heimlichen Trieben,“ und die Knaben riefen wieder: „Erlöſe uns, o Herr!„ während ein katholiſcher Prieſter, der im Ornate zur Seite neben ihnen vor dem Altare ſtand und ſtark geſtikulirte, andächtig mit zu beten ſchien. Mir war's, als ſähe ich Schönheit und Jugend, Freude und Lebensluſt, dem Schöpfer vor die Füße geworfen, um die Säulen des Tempels flattern.

# II.

# Wien

im

# October 1848 und im Belagerungs-Zustande.

## 1.

### Latours Tod.

Wien, 12. October 1848.

Das war eine ſtürmiſche Nacht. Ich rede von dem Sturme da draußen, von dem Niemand weiß, von wannen er kommt und wohin er geht. Er blies ſo herbſtlich durch die alte Kaiſerſtadt, wirbelte in den Thoren und an den Barrikaden den Rauch der Wachfeuer hoch empor, wenn er eine halbe Stunde vor der Stadt im Freien durch die dünnen Lumpen geblaſen haben wird, mit denen die Kroaten gekleidet ſein ſollen. O, wie iſt doch die Kaiſerſtadt, wie iſt doch ganz Oeſterreich ſo anders geworden, ſeit ich im Herbſte vorigen Jahres hier war! Wieder welken bereits die Blätter, aber welch eine Kette von Ereigniſſen zwiſchen jenem und dieſem Herbſte! Und wie Schrecklicheres und Folgenſchwangeres geſchah vor wenigen

Tagen hier in der Kaiserstadt! Der Mord Latours ist bis jetzt noch nicht einmal ernsthaft desavouirt. Bis jetzt haftet er noch an der Stadt, ich sehe die Gestalt des unglücklichen Mannes, wohin ich immer blicke, überall, vor jedem Hause, und blicke ich zum Stephansthurme hinauf, so sehe ich sie auch dort.

Es war auf dem Elbdampfschiff Bohemia, wo ich die erste Nachricht von den Ereignissen des 6. Oktobers erhielt. Wir waren Morgens von Dresden aus am stillen Pillnitz vorbeigesegelt, hinter dessen bereits herbstlich belaubten Bäumen, trotz der späten Jahreszeit, das sächsische Königthum noch immer in idyllischer Verborgenheit lebte. Abends sammelte sich auf dem Verdeck eine kleine Gesellschaft, welche die vom Mondschein leidlich erhellten Ufer der Elbe betrachtete und dabei sich am Dampfkessel, um den sie sich bei der bereits eingetretenen Nachtkälte unwillkürlich gruppirt hatte, die Hände wärmte. Natürlich wurde von Politik gesprochen, und hier nun erzählten diejenigen, welche erst auf den letzten Stationen eingestiegen waren, was in Wien vorgefallen sei.

Ich machte große Augen. Ich hatte kurz vorher in Berlin ein ganzes Ministerium auf parlamentari-

schem Wege stürzen sehen, hatte gesehen, wie Hansemann, aus der verhängnißvollen Sitzung heraustretend, ruhig seinen Geldbeutel zog und ein Bild kaufte, auf dem sämmtliche Minister an Laternenpfählen hingen. Das Volk hatte ihm, wenn auch nicht ehrerbietig, doch still und instinktmäßig Platz gemacht, und er war, die Hände in den Taschen, wie immer, ruhig nach Hause gegangen, als wäre nichts geschehen. Und jetzt in Oesterreich! Meine Gesellschaft ging alle Revolutionen, welche dasselbe seit dem März erlebt hatte, mit großer Befriedigung durch. „O, Oesterreich hat eine schöne Zukunft!“ sagte ein Mann mit grauen Haaren, der neben mir stand.

Ich hüllte mich tiefer in meinen Mantel und nahm endlich einen aus der Gesellschaft, der mir der Gebildetste schien, bei Seite, um mit ihm allein zu reden, denn ich war durch die vollkommene Einstimmigkeit, mit der Alle sich des Vorgefallenen zu freuen schienen, fast an mir selbst und meinem eigenen Urtheile irre geworden. „Sind Sie wirklich der Ansicht, daß bei dem fortwährenden Revolutioniren etwas heraus kommt? fürchten Sie nicht, daß das Blut dieses Ministers über das schöne Land kommen wird? sehen Sie nicht auch die Militärherrschaft heran-

rücken?“ So bestürmte ich ihn mit Fragen. Er schwieg Anfangs und ich fuhr, nachdem ich einen Blick auf die hohen Felsenufer gerichtet hatte, fort: „Wollt ihr denn alles Bestehende vernichten? ist denn alles Bestehende böse? Gehört der Strom, der uns trägt und gewaltig unter uns rauscht, gehört der Mond und der gestirnte Himmel nicht auch zum Bestehenden?“ — Der Oesterreicher schien verwundert über meine Rede, und es war, als enthielten meine letzten Worte nicht allein in ihrer bildlichen Bedeutung, sondern auch in ihrer unmittelbaren Wahrheit für ihn einen ganz neuen Gedanken. Er warf unwillkürlich einen flüchtigen Blick zum Himmel hinauf, dann aber richtete er seine Augen auf mich und auf seinen Lippen schwebte der Ausruf: „A Schwarzgelber! a Schwarzgelber!“ mit dem der Oesterreicher stets geneigt ist jede conservative Regung zu Tode zu hetzen. Indessen hielt er dieses Wort zurück und schien sogar im weitern Verlaufe unseres Gesprächs Vertrauen zu mir zu fassen. Er gestand mir, daß der Verfall der Gewerbe ihn bereits bedenklich gemacht, daß er sich im Stillen selbst die Frage vorgelegt, was denn noch werden solle? und war endlich mit mir darüber einverstanden, daß der Sieg des Volkes jetzt organisirt werden, den ewigen

Revolutionen ein Ende gemacht werden müſſe. Doch ſah ich wohl, daß der Deutſchböhme noch etwas auf dem Herzen hatte, und er rückte endlich auch damit heraus: daß doch die Wiener Studenten, bevor man zur Ordnung zurückkehre, noch dem Denkmal des Kaiſers Franz mit der Inſchrift: amorem meum populis meis, den Kopf abſchlagen möchten!

Als ich auf der Eiſenbahn von Prag nach Wien reiste, fuhr ich, wie ich erſt ſpäter aus den Zeitungen ſah, an Kaiſer Ferdinand vorbei, der, ein müder Wanderer, mit ſeinem Hofe, zwei Regimenter Soldaten vor und zwei hinter ſich, in langen Tagreiſen auf abgelegenen Straßen nach Olmütz zog.

In Prerau ſtand, in einen Mantel gehüllt an der Eiſenbahn, ein Bauer mit einem ernſten verſtändigen Geſichte, der ſich als einen mähriſchen Abgeordneten des Wiener Reichstages zu erkennen gab. Bald ſammelte ſich eine Anzahl ſlaviſcher Landleute um ihn, die in wollene Decken eingehüllt waren; ſie ſahen einander trübſelig, mit klagender Miene an, bis endlich ein Officier der Wiener Nationalgarde unter ſie trat, der ſich ſchon im Wagen als einen eifrigen Tſchechen zu erkennen gegeben hatte, und anfing böhmiſch zu reden, worauf das Geſpräch ſehr lebhaft

fortgeſetzt wurde. Die Deutſchen, welche ſich mit dem mähriſchen Abgeordneten verſammelt hatten, traten nun beſcheiden zur Seite. Da zog ein Mediciner den Hut vom Kopf und zeigte uns wie er die ſchwarze Feder, das Abzeichen der akademiſchen Legion, unter demſelben verborgen hatte; er hatte ſich bei der erſten Nachricht von den Wiener Ereigniſſen aus einem Winkel Böhmens aufgemacht, um „für die deutſche Sache“ zu kämpfen. Mit ganz entgegengeſetzten Gedanken mochte eine Anzahl Prager Studenten nach Wien fahren, welche Windiſchgrätz zur Strafe für den Pfingſtaufſtand der Tſchechen in Uniformen geſteckt hatte. In Göding hatte bis vor Kurzem Beſatzung gelegen, weil hier die ungariſchen Huſaren, aus den mähriſchen Städten kommend, ſchaarenweiſe mit Sack und Pack über die Grenze nach Ungarn hineingegangen waren. In der Nähe von Göding ſahen wir auch wirklich hinter einem Weidengebüſch, an dem wir vorbeifuhren, vorſichtig einen einzelnen ungariſchen Huſaren mit rothen Hoſen halten. Schwerlich wird er den Truppen, von denen die ganze Gegend beſetzt war, entgangen ſein. Hier in Göding war es auch, wo in Schaffelle gekleidete Bauerfrauen nicht nur Trauben, ſondern auch Faſanen als Zeugen

einer factiſchen Aufhebung des Jagdrechts an den Dampfwagen brachten. Der Wiener kauft dieſe Lekkerbiſſen in den Federn, und trotz der Revolution hat er noch immer Zeit genug ſie zu Hauſe zu rupfen und zu braten. In den nächſtfolgenden Stationen kommt man der ungariſchen Gränze noch näher, und dort war es, wo barhäuptige Zigeuner, während der Dampfwagen einen Augenblick anhielt, geigend am Zug auf und abliefen, als wollten ſie uns ſo recht mitten in das öſterreichiſche Volksleben hinein verſetzen.

## 2.

### Umſchau.

15. October.

Für den Kaiſer herrſchen hier noch weit mehr Sympathien als man glauben ſollte nach dem, was vorfiel. Der Oeſterreicher bleibt auch auf den Barrikaden derſelbe, der er immer iſt; er bleibt ſogar während ſeiner Straßenkämpfe, Angeſichts der verhängnißvollen Laternen, ja als Sanculotte, Royaliſt. „So muß man ſich plagen für ſeinen Kaiſer!“ ſoll ein Arbeiter am 6. October auf einer Barrikade geſagt haben. Auf einigen derſelben hatte man das Bild des Kaiſers. Unbeſchreiblich ſoll der Eindruck geweſen ſein, als damals nach Beendigung des Kampfes auf einem Balkon ein ſchönes Mädchen erſchien, und mit lieblicher, ſicherer Stimme zu ſingen anfing: „Gott erhalte unſern Kaiſer.“

Ja, es iſt etwas Eigenes um die Revolution in Wien.

O, die Wiener Anarchie hat etwas Kindliches und zugleich etwas Deutſches, etwas Blauäuiges, Schwärmeriſches, das uns wohl thun muß mitten in dem Schmerze, mit dem ſie uns erfüllt. Seht dort unter den Vorhallen der Univerſität die kühnen ſteiermärkiſchen Knaben um ein Wachfeuer gelagert — welch ein Bild, und wer ſollte da — trotz alledem und alledem — nicht an den Völkermorgen Oeſterreichs glauben! Und wer die Grazer geſehen hätte, wie ſie Nachts um drei Uhr ankommend ſich hier vor der Univerſität aufſtellten, um ihr, wie ſie ſagen, ihren „Servus“ zu machen! Wir treten in das Innere des Univerſitätsgebäudes ein, obgleich man Anfangs Schwierigkeiten macht, da nur Bewaffnete Zutritt haben ſollen — mit welchen Gefühlen ſehen wir dort den Arbeiter durch die hohe Senſe in den Hallen der Wiſſenſchaft ſich Bahn brechen! Ein gefangener ungariſcher Miniſter geht im Vorſaale ſpazieren und grüßt ehrerbietig jeden Eintretenden. Eine abenteuerlich gekleidete Perſon wird als angeblicher Spion vor das Studentencomité gebracht. Das Weib ſpricht alle möglichen Sprachen, unter anderen auch deutſch, dennoch bedient ſie

ſich noch zum Ueberfluß der Zeichenſprache, als fürchte ſie in keiner verſtanden zu werden. Sie ſei eine gute Mutter, ſagte ſie, und habe vier Kinder, — dabei ſtreckt ſie vier Finger in die Luft. Noch iſt die Unterſuchung gegen ſie nicht geendet, da langt die Nachricht an, daß gegen Abend drei Spione in die Thore kommen werden, ein blondhaariger, ein ſchwarzer und ein rother, alle Drei als Mönche. Den Rothen bringt man eben ſchon gefangen als wir die Univerſität verlaſſen. —

Auf den Straßen klingt uns aus dem ſingenden Munde des Wieners der Name Jellachich wie tauſendſtimmiger Finkenſchlag überall entgegen. Ein Zeichen, daß das harmloſe Volk doch der drohenden Gefahr eingedenk iſt, an welche man freilich wiederholt, zuweilen auf ganz behagliche Weiſe gemahnt wird. Heute Morgen zwiſchen 9 und 10 Uhr kam ein alter freundlicher Ungar auf einem Schimmel in die Stadt geſprengt, der vom Volke mit Jubel empfangen wurde. Er ſei im März auch da geweſen während der Revolution, ſagte man. Er ſelbſt ſagte, daß die feindlichen Heere ſich ſchon gegenüber ſtänden, und daß in einer halben Stunde der Angriff geſchehen werde; erzählte nebenbei dem Volke, die Ungarn hätten 500 Ochſen mitgebracht u. ſ. w.

Um uns aber freilich im Allgemeinen an die höchst bedenkliche Lage des Kaiserstaates zu mahnen, dazu brauchen keine Reiter in die Stadt herein zu sprengen. Wird die Gefahr für Oesterreich mit dieser Revolution vorüber sein? Man erschrickt, wenn man an allen Orten Guldenscheine mitten durchschneiden sieht, weil Niemand gern baar auf Papier heraus gibt, und glaubt die Fasern des öffentlichen Credits selbst mitten durchschneiden zu sehen, während sie in der That doch schon unter dem alten Systeme durchschnitten wurden.

## 3.

### Auf Markt und Straßen.

15. October.

Handel und Gewerbe lagen natürlich zur Zeit meiner Ankunft bereits sehr darnieder. Der Rest derselben erhält indessen jenen wunderlichen Anflug von Poesie, den in dieser Zeit der Auflösung Alles annimmt, was noch existirt. Der Cigarrenhandel wird auch dann nicht poetisch, wenn er auf den Barrikaden blüht; aber außerdem sieht man, mit Ausnahme der nothwendigsten Lebensmittel, fast nur farbige Bänder, Waffen, Reiherfedern, Calabreser und die sogenannten deutschen Hüte mit dem breiten Bande verkaufen. Letztere Hüte tragen auch besonders wir Fremden gern, die wir uns nicht zu tief in die Wiener Wirren einlassen wollen, dabei aber doch gern eine deutsche Politik mit Ernst und Würde aufrecht

erhalten möchten. Sie sind nicht sehr hoch und oben ziemlich platt, mit nicht allzu breiter und nicht sehr gebogener Krämpe, und das einfache, breite, schwarzseidene Band gibt ihnen etwas, das an die Kopftrachten der norddeutschen Bauern erinnert. — Hat dieser Hut in Deutschland keine Zukunft?

Ein so scharf ausgeprägtes Volksleben schmückt mit Blüten der Poesie auch noch den Bettler, der darbend am Wege sitzt und nach uns die Hand ausstreckt. In den ersten Tagen meines Hierseins, wo die Thore noch nicht gesperrt waren, sah ich auf dem Glacis einen armen Soldaten, an dem ich nicht vorüber gehen konnte, ohne einen Augenblick zu verweilen, weil es mir war, als stellte sich in seinem Geschicke das Soldaten- und Kasernenschicksal einer ganzen großen Klasse von Menschen dieses Staates mir vor Augen. Er saß an einem von der vornehmen Welt jetzt verlassenen Spazierweg, nur umgeben von jenen stattlichen Ochsen, welche für uns arme Belagerte so wichtig als das Kameel für den Reisenden in der Wüste, auf alle Fälle in der Nähe der Stadt als Proviant bereit gehalten werden und auf der eleganten aber schon etwas herbstlichen Weide sich selbst mit spärlichem Futter verproviantiren. Vor dem Alten stand eine Drehorgel, auf der

er immerfort ein einziges Lied spielte, dessen wehmüthige Melodie mir noch jetzt zuweilen in den Ohren klingt. An der Vorderseite der Drehorgel hing ein mit Frakturschrift beschriebener Bogen Papier, der das Publikum mit dem Schicksale des Invaliden bekannt machte. Die Inschrift lautete: „Ich bitte, ich bin ein geborner Oesterreicher, ein alter, blutarmer Mann, gebrechlich, halb blind und krank, der nicht viel herumlaufen kann, weil er's nicht aushalten kann. Ich bitte, meine lieben Herren und Frauen und Jungfrauen möchten nur meine Bitte erfüllen, daß ich kann meinen Hunger stillen. Ich thue fleißig betten (bethen) und dankbar dafür sein, und schließen meine Gutthäter in mein Gebet ein. Ich bin 1779 geboren und in dem Jahre 1790 haben sie mich zum Militär genomen. Beim Teitschmeisterregiment habe ich meine Gesundheit und Augen verloren. Ich bin kein Säufer und kein Spieler auch kein Lügner und bin ein ehrlicher Mann. Wer es nicht glaubt, ich hab meine Schriften bei mir, wo ich mich ausweisen kann.“ Ist das nicht ein österreichisches Soldatenschicksal aus der Metternich'schen Zeit, wie kein Roman es uns schildern kann?

Heute, am ersten Sonntage meines Hierseins wollte ich Nachmittags die hauptsächlichsten Kunst-

werke auf den freien Plätzen der Stadt in Augenſchein nehmen. Mich begleitete ein Profeſſor, der eben aus Leipzig kam und nur wenige Tage zu verweilen gedachte. Wir ſtanden zuerſt auf der Freiung vor jener Gruppe, wo zu den Füßen der Auſtria die Ströme Oeſterreichs dargeſtellt ſind, ein Bild, das wohl geeignet wäre, trotz allem Schlimmen, das man jetzt in Wien ſieht, uns mit Glauben an die ewige Jugend, das jetzt dem Anſcheine nach zerbröckelnden Kaiſerſtaates zu erfüllen. Seht nur dieſe Donau an! wie friſch, wie kerngeſund! Das Rauſchen und Plätſchern des Waſſers in dem vollen Becken unter ihr erfüllte mein Herz mit vollem Behagen. Wie die Magd beim rinnenden Quell ſo gern von der Hochzeit träumt, ſo träumt ſichs hier beim rauſchenden Waſſer auf der Freiung ſo ſchön von der Miſſion der deutſchen Völkerſtröme im Oſten. Der Profeſſor zog mich endlich am Arme hinweg. Vor dem Denkmale des guten Kaiſers Joſeph vermochte die ſchwarz-roth-goldene Fahne nicht dasſelbe innerliche Behagen in mir zu erzeugen, wie dort das Rauſchen in dem Becken. Ich liebe dieſe Fahne gewiß wie einer, aber die Bildſäulen der Todten ſoll man in ihrer ſtarren Ruhe laſſen; Farben und wehende Bänder paſſen nicht zu Statuen.

Allmälich folgten wir dem Zuge der Menſchen, und wohin konnte dieſer uns anders führen als auf den verhängnißvollen Platz, den Hof! Der Himmel hatte ſich allmälich verdüſtert und aus einem Anfangs ein klein wenig ſonnigen, war allmälich ein regneriſcher, naſſer, unheimlicher Sonntag Nachmittag geworden, und da ſtand das Volk müßig und träumeriſch umher, wie es in großen Städten, wo der Inſtinct der Maſſen mit der Geſchichte zuſammenhängt, an allen Orten umherſteht, an denen etwas Wichtiges geſchehen, ſelbſt wenn von dem Ereigniſſe gar keine Spur mehr zu erblicken iſt. Wie viel glücklicher iſt da das Volk auf dem Lande, das ſich nur an der Anſchauung des unmittelbar von der Natur Gebotenen erfreut. Ein ſchönes Kornfeld, ein Wald, ein ſtattliches Roß, ein ſchwerwuchtiger Stier thun den ſinnlichen Augen wohl und erfüllen ſelbſt den Geiſt mit urkräftigem Behagen.

## 4.

### Ein Abenteuer.

17. October.

Ein ſchöner Mondſcheinabend lockte mich geſtern noch nach zehn Uhr aus einem der Thore, wo mir der Wachtpoſten freundlich einen guten Abend wünſchte, auf die Promenaden. Ich war eine Zeit lang ruhig meiner Wege gegangen und erfreute mich am Anblick der mondbeſchienenen Stadt und der Vorſtädte. Da plötzlich traten mir drei Arbeiter in den Weg. Es ſind noch nicht alle Arbeiter eingereiht, auch noch nicht an alle Proletarier Waffen ausgetheilt; doch hat man bereits begonnen, alle waffenfähigen Männer in ihrem Bezirk als Soldaten einzuſchreiben, beſonders um diejenigen, welche nun einmal Waffen in den Händen haben, die ſie meiſt ſelbſt genommen, in irgend eine, wenn auch nur lockere Beziehung

zum Staatsganzen zu ſetzen. Jene drei waren vielleicht am Tage noch bei der Arbeit fleißig geweſen, aber jetzt am Abend waren ſie mit Beilen und Aexten bewaffnet auf eine Mondſcheinpromenade ausgezogen, um die Freuden des Soldatenlebens zu genießen und Schwarzgelbe zu fangen. Alle drei waren noch jung und kräftig, und gaben, wie ſie langſam und noch unſchlüſſig, ob ſie mich anreden ſollten oder nicht, einherſchlenderten, ein ganz maleriſches Bild. Der größte und ſtärkſte trat endlich auf mich zu und erklärte, ich ſey ein Jude und ein Schwarzgelber und müſſe ihnen folgen. Ich war gerade in der heiterſten Stimmung von der Welt, und ſo mochte es kommen, daß, nachdem ich den Großen eine Zeit lang vergeblich über mich aufzuklären geſucht, wobei ſein fortwährendes Mißtrauen mich zuweilen in ein lautes Gelächter ausbrechen ließ, endlich der Jüngſte, der bis dahin als ruhiger Zuſchauer dageſtanden hatte, mit den Worten dazwiſchen trat: „Geh, der Herr ſchaut nicht aus, als ob er a Jud oder a Schwarzgelber wär.“ Der Große warf nun noch einen finſtern Blick auf mich und entfernte ſich dann mit ſeinen Kameraden.

Sie gingen in einiger Entfernung vor mir her und ich folgte ihnen gedankenlos, von der Promenade

mich abwendend, auf die breite Hauptstraße einer Vorstadt. Mitten in der Vorstadt kehrte ich, ohne weiter auf die Leute zu achten, um und wollte desselben Weges in die Stadt zurück gehen. Plötzlich aber kehrten auch die Arbeiter um und ergriffen mich, um mich zu verhaften. Sie waren jetzt alle einig und wiederholten die frühere Beschuldigung: ich sei ein Jude und ein Schwarzgelber. Sie wollten mich zum Inspektionshauptmann ihres vorstädtischen Bezirks führen, dem sie sich ohne Zweifel bei dieser Gelegenheit zu präsentiren gedachten, und ich folgte ihnen sehr ruhig, konnte aber eben deßhalb mich nicht enthalten, unterwegs ihnen Vernunft zu predigen: „Ein Schwarzgelber, meine Herren, bin ich schon deßhalb nicht, weil ich ein Ausländer bin. Auch bin ich kein Jude. Indessen muß ich Ihnen sagen, daß es mich wundert, von Ihnen die Juden verfolgt zu sehen u. s. w.“

So langten wir in der Wachstube an, wo der Inspektionshauptmann seine mit Aexten bewaffneten Kameraden, wie er sie nannte, bei ihrem Eintritt sichtlich mit mehr Bedenken betrachtete als den Arrestanten. Er gab indessen dem Großen das Wort und dieser stattete einen wahrheitsgetreuen Bericht ab

über unser erstes Zusammentreffen, fügte dann aber hinzu, daß ich später in der Vorstadt, als er noch einmal nach mir hingeschaut, vor ihnen geflohen und im Sturmschritte davongelaufen sei, wodurch ich mich mehr als verdächtig gemacht. Nachdem er ausgeredet, fragte mich der Hauptmann, ob ich mich durch Papiere ausweisen könne. „Ich kann es," sagte ich, „aber ich habe zuvor noch ein paar Worte mit diesen Leuten zu reden. Ihr militärischer Eifer freut mich, ich bin ihnen herzlich gern gefolgt, aber daß sie hier die Unwahrheit aussagen, thut mir um ihretwillen aufrichtig leid. Ich bin nicht gegen die Stadt zurückgelaufen, sondern habe eben so langsam, als ich gekommen, den Rückweg eingeschlagen."

Der Hauptmann warf einen forschenden Blick auf die Gruppe der Arbeiter und schwieg einen Augenblick. „Kameraden," sprach er dann, zu den beiden jüngeren gewendet, „ist dieser Herr nach der Stadt zurückgelaufen?" — „Ja," war die Antwort. Eine abermalige Pause. Der Hauptmann sieht mich an, der ich eben meinen Reisepaß aus der Brieftasche hervorhole, dann blickt er wieder auf die Arbeiter. „Kameraden," sagte er, etwas ernster als zuvor, aber in mildem, herzlichen, fast bittenden Tone, „ich

frage euch auf euer Ehrenwort, iſt dieſer Herr vor euch geflohen und nach der Stadt zurückgelaufen?“ Ich hielt meinen Paß bereits in der Hand und blickte gleich dem Hauptmanne mit geſpannter Erwartung und nicht ohne pſychologiſches Intereſſe auf die drei Menſchen. Nach einer abermaligen kurzen Pauſe nahm der Jüngſte, der ſich bei der erſten Begegnung für mich erklärt und der ſich jetzt durch einen Blick mit dem Dritten verſtändigt hatte, das Wort und ſprach: „Nun, gelaufen iſt der Herr gerade nicht, aber er ging gar ſchnell zurück, ſo daß wir wohl glauben konnten, er laufe vor uns davon.“ Auch das war nicht wahr, und der Hauptmann ſchien es nicht minder ſchmerzlich zu fühlen als ich, daß ſelbſt die letzte Frage kein offenes Geſtändniß zur Folge hatte. Der Große ſchwieg ganz, ſah aber wieder ſehr finſter auf mich, dem keine andere Genugthuung wurde, als daß der Hauptmann ſich nun in Gegenwart der drei entſchieden weigerte, meine Papiere zu leſen. Er ſei kein Polizeibeamter, ſagte er zu mir, und zu den Arbeitern: „Kameraden, ihr könnt gehen.“

Sie gingen dann auch mit ihren Aexten zur Thüre hinaus. Der Hauptmann ſah ihnen nach, bis ſich die Thüre hinter ihnen ſchloß, dann erſuchte er

mich, auf der Wache zu verweilen, bis die drei heimgekehrt sein möchten. Er hatte sich als ein verständiger und rechtschaffener Mensch gezeigt, aber doch bereits so viel von der Amtsmiene angenommen, daß er auch jetzt kein Bedauern und keine Entschuldigung gegen mich aussprach. Sein Adjutant dagegen bat, weil er mich, wie er sagte, an der Sprache als Norddeutschen erkenne und er selbst vor Jahren als Handwerksbursche in Norddeutschland gereist sei, um die Erlaubniß, mich zur Stadt zurückgeleiten zu dürfen. So gibt es noch gastliche Seelen auf der Welt, welche auf eigene Hand ein herzliches Verhältniß zwischen dem Norden und dem Süden unseres Vaterlandes aufrecht erhalten mögen.

## 5.

### Ein Werbezelt.

18. October.

Auf dem Glacis hat man ein Werbezelt errichtet, um die Ungarn, falls ſie Jellachich angreifen, durch einem Ausfall aus der Stadt mit gehöriger Mannſchaft unterſtützen zu können. In dieſes Werbezelt begab ich mich vor einigen Tagen mit guter Geſellſchaft.

Auf der rechten Seite der langen Bude befindet ſich ein etwas zerlumptes Muſikcorps, in der Mitte ſteht ein Tiſch mit Tinte und Feder, woran die Offiziere ſitzen und die Namen der Angeworbenen aufſchreiben. Auf der äußerſten Linken, wohin nur die bereits Angeworbenen ſich wagen, geht es am luſtigſten zu, dort wird getanzt, dort ſitzen die Schänkmädchen und kredenzen Wein und Bier. Um den Muſikanten- und den Officiertiſch herum bewegt ſich ein buntes Leben an den Seiten der Bude. Hier ſieht man den Renan-

geworbenen mit ſeiner Braut ſtehen und flüſtern, mit der er gern in der Werbebude einen Tanz machen, und die ſich doch nicht recht unter die Marketenderinnen wagen möchte. Hier geht vor allem der große, einäugige Werber, im taktvollen, aber kurzen langſamen Marſchſchritte rings an den Seiten der Bude um den Sitz der Offiziere und Muſikanten herum, mit ſeinem ächt ſoldatiſchen Schnurrbarte und ſeinem langen martialiſchen Geſichte, in deren Ausdruck man die jauchzenden Worte zu leſen glaubt: „Ein freies Leben führen wir!“ Wir haben in ihm einen der zum Volk übergegangenen Grenadiere vor uns, der noch jetzt durch ſein ganzes Weſen den Krieg und das Soldatenhandwerk zu preiſen ſcheint. So geht er umher, im Militärmantel, als käme er eben aus der Caſerne, das Gewehr im Arme. „Wir haben ein ſchönes Leben!“ ruft er aus, den Dienſt der Soldaten unter der Volksherrſchaft verherrlichend, laut genug, daß vor allem die noch außerhalb des Werbezeltes Stehenden es hören können, um die er ſich jedoch gar nicht zu kümmern ſcheint, da er in militäriſcher Weiſe immer nur geradeaus blickt. Hinter dem einäugigen Werber her gehen mit freudeſtrahlendem Geſicht, mit blühenden Wangen zwei ganz junge Soldaten, die ebenfalls zu

den zum Volk übergegangenen Soldaten gehören. Die Hand des einen ruht auf der Schulter des andern, wie man es sonst wohl auf den Bildern von burschikosen Gruppen im Heidelberger Schloß zu sehen gewohnt ist. Doch sind sie sehr anspruchslos, sprechen leise zusammen, und man sieht es ihnen an, daß sie sich wirklich beim Volke wohler fühlen als bei den Unteroffizieren in der Caserne. Während dem hat die Musik geschwiegen, damit man den Einäugigen jauchzen hören kann. So oft sie wieder beginnt (denn sie ist beim Werben unschätzbar!) sieht man aus den Umstehenden wieder einige Gestalten sich vordrängen — die Wellen des Volkslebens, von denen das Werbezelt getragen wird wie ein Schiff auf hoher See, werfen dem Waffenhandwerk wieder einzelne Opfer hin — ach, wie gern, und das im neunzehnten Jahrhundert! Es muß doch in dem Wechsel von Krieg und Frieden etwas sein, was den Menschen fesselt, eine dämonische Macht, die ihn zwingt, der Weltgeschichte zu dienen. Hier merkte wahrlich jeder die Absicht, wenn die Musik wieder begann, aber Niemand war verstimmt. Während sie spielte, meldeten sich sichtlich die meisten Recruten; die Offiziere mußten die Hand ans Ohr legen, um nur über dem Lärmen die Namen zu verstehen. Wer

hätte gedacht, als der Jäger bei den ersten Morgennebeln dieses Herbstes in deutschen Wäldern seinen Dohnenstieg aufsuchte, daß man in diesem Jahre noch auf deutschem Grund und Boden vor einer Werbebude würde sagen können: so fängt man Menschen! Einen der eben Eingeschriebenen fragten wir, warum er sich habe anwerben lassen. Er sei ein Schusterbub', und müsse noch zwei Jahre lernen, lautete die Antwort — fürwahr ein schönes, ächt menschliches, durch und durch wahres Motiv, um sich zum Waffendienste anwerben zu lassen. Unsere Urgroßväter während des dreißigjährigen Krieges dachten gewiß schon eben so als dieser Schusterbub'. Ich erwähne noch, daß die Angeworbenen stets, wenn sie ihren Namen hatten einschreiben lassen, sich unter die Reihen der Tänzer mischten und da es wie gewöhnlich im Soldatenleben so auch hier an Dirnen fehlte, meist mit einander tanzten. Zuvor aber, ehe sie zu tanzen begannen, hatten sie immer bereits Sträuße an Hut und Mütze gesteckt, welche in großen Körben massenweise gebracht wurden. Der Mensch bleibt doch ein Kind auf ewig — sagte bei diesem Anblick der Freund, der mich begleitete, und er hatte Recht.

## 6.

### Der Reichstag.

18. October.

Einer meiner ersten Gänge nach meiner Ankunft in Wien war der in den Reichstag gewesen. Welchen Eindruck machte beim Eintritte damals das Bild des Kaisers Ferdinand, der, von ganzen Regimentern geschützt, in der Nähe der Hauptstadt ein stilles Wanderleben führte, während man aus der ganzen Physiognomie der Versammlung die welthistorische Langweile der Permanenz herauslas. Es war Abend, in den Dörfern der Monarchie läutete die Feierglocke, und der Reichstag — war permanent! Dort der ruthenische Bauer stützte müde sein Haupt in die Hand.

Wer in Frankfurt oder Berlin den Reichstagssitzungen beiwohnt, oder vielleicht selbst jeden Morgen dort seinen wohlgepolsterten Sitz einnimmt, der kennt ein

inhaltschweres Wort nicht, dessen Aussprechen von Allen still und gespannt erwartet wird und bei dem endlich Alle aufleben. Es ist das Wort: der Reichstag ist vollzählig. Wie leer sind hier stets die Bänke der Rechten! Oft glaube ich auf dieser Seite des Hauses die trauernde Austria zu erblicken, wie sie, das stolze Weib, hinter einer der Säulen hervorblickt in den wüsten Raum und weint. In diesem weiten Saale sieht man die Slaven umherschleichen. Man merkt schon an ihrem leisen Auftreten, wie fremd sie sich hier im Mittelpunkte eines politischen Lebens fühlen. Wer gewohnt ist, hinter dem Pfluge herzugehen, das feuchte Gras mit seinen Füßen niederzutreten und höchstens auf der Tenne die Körner zu seinen Füßen rauschen zu hören, der wird selbst dem Teppich nicht trauen, der hier über den Fußboden gelegt ist, um das Hallen der Schritte aufzufangen.

Julius Fröbel ist beim Anblick dieser Abgeordneten aus dem Osten die Hoffnung aufgegangen, daß die Demokratie in Oesterreich eine schöne große Zukunft haben werde. Nach dem bloßen Anblick kann ich darüber nicht urtheilen; aber was die Gestalten betrifft, so sind schöne Männer darunter. Man findet überhaupt unter den Slaven Oesterreichs, nur nicht unter den

Tschechen, gar viele Köpfe, die ich Christusköpfe nennen möchte. Gleichsam das Leiden und Dulden einer ganzen Nation spricht sich hier auf einem anspruchslosen, an und für sich ganz unbedeutenden Gesichte in der edelsten Weise aus. Dazu gesellt sich bei solchen Menschen in der Regel ein für die Gesellschaftsstufe, auf der sie stehen, ganz ungewöhnlicher Anstand, und nie werde ich den Eindruck vergessen, den einmal in Oesterreichisch-Schlesien ein Bettler aus den Karpathen auf mich machte, der krank und erschöpft von der Reise, nach dem Vorübergehenden die Hand ausstreckte und ihn mit sehr ernsten, religiösen Reden um eine Gabe anflehte. Wir haben auf dem Reichstage namentlich einen noch jungen ruthenischen Abgeordneten gesehen, dessen ganzes Wesen einen höchst bedeutenden Eindruck machte. Man darf sich aber durch solche Erscheinungen, die denn doch höchstens eine prophetische Bedeutung für die Zukunft Oesterreichs haben können, nicht blenden lassen.

Unter allen diesen Bauern ist keiner, dem in seiner Heimath irgend eine besondere Bedeutung zukommt. Hätte das österreichische Landvolk unter sich bereits öffentliche Charaktere, hätten sie vom solchem Gesichtspunkte aus ihre Standesgenossen hierherge-

ſchickt, wie bedeutſam wäre das! welche Hoffnungen könnte man daraus ſchöpfen für die nächſte Geſchichtsepoche, nicht allein Oeſterreichs, ſondern Deutſchlands und Europa's! Aber dem iſt nicht ſo; man hat im Gegentheil Leute geſchickt, denen ihre Wähler durchaus keine Superiorität einzuräumen gemeint waren, junge Burſche zum Theil, und Männer, welche vielleicht daheim bei ländlichen Feſten das Wort führen. So ſitzen ſie da, unbekannt mit der Sprache, welche auf dem Reichstage geſprochen wird, furchtbar vereinſamt im Mittelpunkte des Kaiſerſtaates, inmitten germaniſchen Lebens zurückgeworfen in das träumeriſche Bewußtſein einer fremden Nationalität und auf ihr eigenes, dumpfes, bäueriſches Ich. So wie ſie heraustreten aus dem Sitzungsſaale, ſind ſie jedem anderen Manne aus dem Volke gleich, der gerade vorüber geht, z. B. dort dem öſterreichiſchen Soldaten, der ſein Leben im dumpfen Hinbrüten in der Kaſerne verbracht hat. Man hat von zwei Bauern in der konſtituirenden Verſammlung zu Berlin erzählt, daß ſie an den Tagen, wo ſie keiner Sitzung beizuwohnen hatten, auf Tagelohn mit Karſt und Spaten gegangen ſeien. Dieſe hübſche Erfindung würde ſich in Wien auf eine ganze Klaſſe von Abgeordneten beziehen.

So iſt es denn gekommen, daß ſtreng genommen die ganze Laſt der Geſchäfte des Reichstages auf den Schultern eines deutſchen Schriftſtellers ruht, der ein Mitglied dieſer wunderbaren Verſammlung iſt; ich meine Franz Schuſelka, den Berichterſtatter des permanenten Ausſchuſſes. Wer ihn in dieſem Saale kennen lernte, mußte ſeine Freude an ihm haben, und dem deutſch Geſinnten thut es wohl, wenn er ſieht, wie ein blaues deutſches Auge ſo ſicher über dieſen ruthenischen Bauern und polniſchen Edelleuten ſchwebt. Es liegt immer etwas Träumeriſches in dieſen Augen. Wenn man Schuſelka Abends im Wirthshauſe reden hört, wo er nach des Tages Mühen mit der Pünktlichkeit eines deutſchen Studenten in der Regel ſchon um ſieben Uhr an ſeinem Tiſche ſitzt, und von wo er erſt gegen zehn Uhr in den permanenten Ausſchuß zurückzukehren pflegt, vorausgeſetzt, daß er nicht ſchon vorher wegen einer neuen Deputation der Ungarn abgerufen wurde, da kann man es wohl aus ſeinem eigenen Munde vernehmen, wie er ſich darnach ſehnt, die Zügel des Kaiſerſtaates in andere Hände, wenn auch nicht in die eines Windiſchgrätz, zu geben und einmal wieder Novellen zu ſchreiben. Wie weit liegt jetzt durch die Wendung, welche die Zeitereigniſſe in

Deutſchland ſo raſch genommen, das Schriftſtellerleben hinter ihm, das er noch vor wenigen Jahren in Thüringens grünen Bergen, im lieben, traulichen Jena geführt! wie weit der Burgkeller, wo er mir damals von einem Burſchenſchafter als edelgeſinnter, patriotiſcher Schriftſteller während einer frugalen thüringiſchen Mittagsmahlzeit gezeigt wurde!

Schuſelka iſt die Seele des Reichstages, und was verlangt man nicht Alles von dieſem! Er hat ſich eine Exekutivgewalt beigelegt, und nun iſt es rührend zu ſehen, wie er im allgemeinen Sturme gleich einer Henne über dieſes oder jenes Inſtitut, über dieſes oder jenes öffentliche Gebäude ſeine ſchützenden Flügel auszubreiten ſucht, und wie er theils aus der Stadt, theils aus den Provinzen mit Bitten beſtürmt wird, die gar kleinlich erſcheinen müſſen, die aber doch die Mahnung mitbringen, daß draußen in den Bergen von Steiermark und Tirol das Leben noch immer ſeinen einfach menſchlichen Gang fortſetzt. Die im Zeughauſe noch enthaltenen Gegenſtände werden vom Reichstage „als Erinnerungen an Oeſterreichs Kriegsruhm unter den Schutz des Volkes geſtellt.“ Ein Wiener macht das Breitern auf die Uebelſtände beim Wohnungsvermiethen aufmerkſam, zu einer Zeit, wo ängſtliche

Gemüther bereits zu fürchten anfangen, daß die ganze Stadt in Flammen aufgehen werde. Heute erhielt die Reichsversammlung die redseligsten Briefe von Abgeordneten, welche sich geflüchtet haben.

## 7.

### Vor dem Ausbruch des Kampfes.

21. October.

Man ist hier jetzt unglaublich politisch. Als ich neulich mit einigen Bekannten unweit des Stock am Eisen stand und mit ihnen über die Lage der Dinge sprach, bemerkte ich ein altes Mütterchen, das mit dem Strickzeuge ganz nahe an uns herangetreten war, um unser Gespräch über die Stellung der feindlichen Heere anzuhören. — Wenn man die Reden des Volks belauscht, so bemerkt man, daß sie sich viel mit der Person des Kaisers zu schaffen machen, an dem man, da Jellachich und Windischgrätz der Stadt immer näher rücken, anfängt, ganz irre zu werden. Das hat man nicht erwartet, und man fängt an, an dem Kaiser in Olmütz und seinen guten Absichten zu zweifeln. Ein bekannter

dramatiſcher Schriftſteller, der ſeit längerer Zeit in Wien lebt, hörte eines Tages eine ähnliche Aeußerung und trat hinzu, um das Urtheil über den Kaiſer zu berichtigen. Die freimüthige Sprache gewann ihm bald das Vertrauen der Menge. Als er nun aber ſagte, er habe Gelegenheit gehabt, den Kaiſer perſönlich kennen zu lernen, er ſei eines Tages als Mitglied einer Deputation bei ihm geweſen und da habe er eher alles Andere gefunden, als daß der Kaiſer boshaft ſei, im Gegentheil ſei er ein ganz harmloſer, gutmüthiger Mann; da betrachteten den Sprecher plötzlich Alle mit ganz anderen Augen und es hieß: „Da ſieht man es ja, ſo hat der Kaiſer ſelbſt dieſen Mann zu täuſchen und für ſich einzunehmen gewußt!“

Wenn Jemand mich fragte, wie es jetzt mit der Kunſt ſteht, ſo würde ich ihm zur Antwort auf dieſe an ſich faſt überflüſſige Fragen folgende Anekdote erzählen. Dr. Schütte traf eines Mittags im Gaſthofe mit einem jungen Dresdner zuſammen, der über Tiſch in den Ausruf ausbrach: „Ach Gott, nun gibt es nicht einmal Theater!“ — „Den Augenblick ſein Sie ruhig,“ ſo unterbrach Schütte ſeine lamentabeln Aeußerungen, „oder ich laſſe Sie ſofort arretiren!“ Dieſen derben Scherz habe ich, als Schütte ihn Abends in der

„Linde“ weiterzog, von ganzem Herzen mit belacht, nicht weil ich zu denen gehöre, die sich freuen, in einer Zeit zu leben, die für die Kunst keinen Sinn hat, und dies für ein Zeichen besonderer Kräftigkeit halten, sondern weil er die Stellung der Zeit zur Kunst und unsere damaligen Zustände überhaupt so scharf charakterisirt.

In der genannten „Linde“ saß ich neulich spät noch mit wenigen Freunden. Es war außer uns Niemand zugegen als ein Mitglied der akademischen Legion und ein Nationalgardist, dieser schon im höheren Mannesalter, ein geborner Tiroler. Die Stimmung in der Stadt ist bereits eine sehr gedrückte, es fehlt nicht an fortwährenden Plänkeleien der städtischen Vorposten mit den Croaten, und man erwartet täglich einen ernsthafteren Angriff. Der Tiroler, der allein in einer Ecke des kleinen Hinterstübchens saß, stopfte sich eine Pfeife aus seinem vor ihm ausgebreiteten Tabaksbeutel und kam während dem mit dem Studenten in ein Gespräch. Bald führte er allein das Wort, das er mit einem gewissen Pathos nun an alle Anwesende zu richten schien. Er fing damit an zu entwickeln, daß die Lage der Stadt dem Feinde gegenüber nicht so glänzend sei, als sie wohl dargestellt werde, und

pries die Tapferkeit der verachteten Croaten, von der er aus den Feldzügen in Italien einige auffallende Beispiele anführte. Der Tiroler trug, indem er den Zustand der Stadt schilderte, die Farben immer dunkler auf, er ging dann auf den Zustand Oesterreichs im Allgemeinen über, murrte über die Soldaten, welche ihre Fahnen verlassen haben und übergegangen seien, weil hierin ein sittlicher Verfall sich kund gebe, prophezeite eine schlimme Zukunft, wurde immer lebhafter und sprach immer lauter, während wir Alle, wenn gleich wir das Theatralische im Wesen des seltsamen Mannes wohl herausfühlten, doch immer stiller wurden, fast wie die Kinder, wenn sie Abends sich fürchten. Da plötzlich, als unsere Spannung aufs Höchste gestiegen ist, wird draußen Generalmarsch geschlagen. Der Tiroler, als hätte er dieses Ende seiner Rede voraus gewußt, spricht: „Hören Sie die Trommel, meine Herren?“ nimmt die Pfeife aus dem Munde, faltet den auf dem Tische vor ihm liegenden Tabaksbeutel zusammen, hängt sein Gewehr, das während der ganzen Scene neben ihm gestanden, über die Schulter und reicht, indem sein Pathos den höchsten Grad erreicht, dem Mitgliede der akademischen Legion die Hand mit den Worten: „Nichts für ungut, Kamerad!

Wir werden eine wahnsinnige Niederlage erleiden, wir beide vielleicht werden fallen, aber ein Schuft jeder Oesterreicher, der die Kaiserstadt im Stiche läßt!“ — Die Gesellschaft ging rasch auseinander und die Thüre des Wirthshauses wurde eiligst hinter uns geschlossen.

## 8.

### Kampftage.

29. October.

Auf der Durchreise durch Prag, beim Anblicke der vielen Soldaten, welche, durch ihr bevorstehendes Ausrücken beunruhigt, auf den Gassen hin- und herliefen, und besonders beim Anblicke des Hradschin, den Fürst Windischgrätz bewohnt, war es mir stets gewesen, als sähe ich, wie vor meinen Augen hier ein Gewitter sich gegen Wien, vielleicht gegen die deutsche Sache überhaupt zusammenzog. Dieser Eindruck ist mir später in Wien geblieben, bis es mit dem Beginne des Kampfes Ernst wurde.

Niemals werde ich den hellen Abend vergessen, an dem ich um die Zeit der Vorpostengefechte wohl eine halbe Stunde weit die völlig menschenleere Donaustraße entlang ging, während im prächtigen Strome

zu meiner Seite der volle Mond ſich ſpiegelte, und mit ſeinem Lichte in der Ferne die hohen Ufer beleuchtete. Dazu Kanonenſchläge und das Sturmläuten des Glöckleins vom nächſten Dorfe. In der Mitte des Weges ſtieß ich auf eine quer über die ganze Straße gezogene gewaltige Barrikade, die von Niemand bewacht wurde. Aus einem ganz in der Nähe liegenden Hauſe trat ein junges Paar, das vielleicht zu einer jenſeits der Barrikade wohnenden Baſe gehen wollte. Sie kletterten, das Weibchen voran, raſch und ohne ſich nur einen Augenblick zu beſinnen, hinüber, als hätte der Weg von jeher über dieſe Verſchanzung weggeführt. Ich folgte ihnen bis auf den Gipfel. Da ich jenſeits nur dieſelbe Einſamkeit ſah, ſo kehrte ich um und ging in die Stadt zurück.

Am Morgen des 26. begab ich mich in die Alſervorſtadt. In der Kirche dieſer Vorſtadt wurde geſtürmt; ihr gegenüber liegt ein von Joſeph II. geſtiftetes Hoſpital, und es machte einen ſeltſamen Eindruck als bei dem Geläute der Sturmglocke dort ſich unzählige Kranke, meiſt von militäriſchem Ausſehen, in ihren bunten Kitteln neugierig unter das Thor drängten. Die meiſten waren junge Leute. Durch das Thor ſah man auf einen mit Bäumen bepflanzten Hof;

unter den Alleen ſchien ſich eine Welt von Krücken dem Thore zuzudrängen. Gleich darauf wurde in dieſer Vorſtadt Generalmarſch geſchlagen.

Abends brannten bereits die Vorſtädte an verſchiedenen Orten, und es fuhren Spritzen, von prächtigen Roſſen aus dem kaiſerlichen Marſtalle gezogen, an mir vorüber. Der 27. Oct. war ein Tag merkwürdiger und unerklärlicher Ruhe.

Ich befand mich wieder in einer der Vorſtädte, als am 28. October die Schlacht begann. Es war ein ſeltſamer Anblick, als damals die erſten Kanonenkugeln fielen, und die Leute, welche ſich auf dem Glacis durch einander bewegten, erſt langſam und dann immer ſchneller, wie bei einem beginnenden Regen, nach der Stadt zurückeilten. Ueber das Glacis fuhr eine lange Reihe meiſt offener Wagen, gefüllt mit Perſonen in orientaliſcher Tracht: der türkiſche Geſandte mit ſeinem Gefolge. Der Muhamedaner war, wie man erzählt, bis dahin zu ſtolz geweſen, die Stadt zu verlaſſen, weil er ſich dadurch beleidigt fühlte, daß ein vertrauter Offizier, den Fürſt Windiſchgrätz an die noch in der Stadt zurückgebliebenen Geſandten geſchickt hatte, um ſie nach den Vorſchriften des Völkerrechts von dem bevorſtehenden Bombardement in Kenntniß

zu ſetzen, früher zu den Geſandten einiger kleinen deutſchen Staaten als zu ihm gekommen war. Jetzt war es zu ſpät, um die Stadt zu verlaſſen, und die Wagen kamen unverrichteter Sache aus der Vorſtadt wieder zurück.

So war denn alſo der Tag des Kampfes da, der Tag des „Raufens," zu dem ein Vater mit ſeinen drei Söhnen aus Steiermark gekommen war. Ich mußte den größeren Theil deſſelben im Zimmer zubringen, da alle, welche ſich in der Stadt oder in den Vorſtädten auf der Gaſſe blicken ließen, aufgegriffen und an den Barrikaden „verwendet" wurden. So wenigſtens verſicherte man mich, um mich zurückzuhalten; übrigens wurde ich bisher niemals zu dieſem Zwecke angehalten. Doch habe ich ſelbſt viele Menſchen, beſonders Proletarier, zum Dienſte preſſen ſehen, und namentlich geſtern hörte ich im Hauſe, wo ich mich mit einigen Freunden befand, daß man mehrere wie gehetztes Wild bis in das Haus, in das ſie ſich geflüchtet, verfolgt habe. — Bald trat Todtenſtille ein auf der Straße; nur ein Paar Plakatausruferinnen gingen vorbei, von denen die eine rief: „Die Komrill in Olmütz!" (Kamarilla in Olmütz) und die andere: „Ein ernſtes Wort an den Kaiſer!" Ich hörte ihren

Ruf, der in dieſem Augenblicke etwas Dämoniſches hatte, noch durch die ſonſt lautloſe Stadt ſchallen, als die Weiber ſchon mehrere Straßen weit von uns entfernt waren. Dann wieder Todtenſtille, die nur vom Donner der Kanonen unterbrochen wurde. Als nun die Nacht hereinbrach, verſtummte allmälich auch das Geſchütz.

Heute Morgen verließ ich meine Wohnung ſehr zeitig. Unweit derſelben ſtieß ich auf einen Haufen Menſchen, welche meiſt herabgekommene Bürger und Handwerker zu ſein ſchienen. Sie ſteckten die Köpfe zuſammen und beriethen, was nun, da es ſich geſtern gezeigt, daß das Volk dem Militär nicht gewachſen ſei, mit der Stadt werden ſolle. Ein ältlicher Mann, der ſich eben mit großer Seelenruhe eine Pfeife ſtopfte und nur immer bei den Namen Windiſchgrätz und Jellachich ſein behagliches Geſicht zu einem faſt komiſchen Ernſte verzog, führte das Wort, und man kam endlich dahin überein: das Beſte ſei, man ſtecke die Stadt an vier Ecken in Brand, damit ſie nicht den Croaten und Tſchechen in die Hände falle.

## 9.

### Eine weiße Fahne.

29. October.

Die Nacht verbrachte ich bei einem befreundeten jungen Arzte, dem das Spital am Fuße der Rothenthurmbastei anvertraut ist. Er hat hier den Verwundeten den ersten Verband angelegen und sie dann in bereit stehenden Tragbahren in das größere, sicher gelegene Spital auf der Hauptmauth zu senden. Eine Schmiede ist in einer Grotte der Rothenthurmbastei-mauer zum Spital umgewandelt; die Schmiedeknechte, welche sonst gewohnt waren, hier den Hammer zu schwingen, daß die Funken umherflogen, darunter ein riesiger Schwabe, den die Wanderschaft nach Wien geführt hatte, sind als Spitaldiener zurückgeblieben. Im dunkeln Hintergrunde der Grotte lag ein kleiner Berg von sorgsam aufgeschichteten Hufeisen. Der Be-

ſitzer der Schmiede wohnte in der Nähe, in einem der hohen Häuſer, welche weit über die Baſtei hinwegragen und die Ausſicht auf die Leopoldſtadt bieten. Nachdem wir eine Zeitlang auf der Baſtei den furchtbar prächtigen Anblick der brennenden Vorſtadt genoſſen, führte mich mein Freund in die Wohnung des Schmiedebeſitzers. Es war bereits nach zehn Uhr und zögernden Schrittes folgte ich dem jungen Arzte durch die Vorzimmer der eleganten Wohnung des Wiener Schmiedes. Wie erſtaunte ich aber, als wir ganz unbefangen von einer Dame empfangen wurden. Es war die Tochter des Schmiedes, welche noch allein wach war, da der Vater — die Mutter war todt — ſich bereits zur Ruhe begeben hatte und der Bruder unter den Waffen ſtand. Sie hieß uns niederſetzen, nahm an unſerer Seite Platz und begann zu meiner nicht geringen Verwunderung ein ernſtes Geſpräch, das ſich bald um faſt abſtrakt philoſophiſche Gegenſtände drehte. Die artigen Reden meines Freundes rührten ſie wenig, und wunderbar war es anzuhören, wie ſie durch dieſelben hin und wieder, den Kopf fortwährend in die Hand geſtützt, zu irgend einer ruhigen, ernſthaft hingeworfenen, höchſt naiven Aeußerung veranlaßt wurde, worauf ſie dann gewöhnlich den Faden des früheren Ge-

sprächs sofort wieder aufnahm. Als der Freund sich darüber beklagte, daß der Arzt für die Reize schöner Leidenden nicht blind sei, schilderte sie uns den seltsamen Eindruck, den es auf die entkleideten Frauen mache, daß in einem Wiener Bade ein alter berühmter blinder Badearzt frei unter ihnen umhergehe.

Das Mädchen kannte nicht allein unsere Dichter, sie hatte Feuerbach gelesen und war sogar mit den communistischen Systemen vertraut. Welcher Unterschied aber zwischen dieser österreichischen Schmiedstochter und unsern Berliner Emancipirten! — Sie hatte beschlossen, da man stündlich einen neuen Angriff auf die Stadt fürchtete, bei ihren Büchern wach zu bleiben, und lud uns ein, wenn es uns gefiele, während der Nacht nochmals zu ihr heraufzukommen, eine Erlaubniß, von der wir keinen Gebrauch machten, da unser Schlaf auf dem Strohlager im Spital nur ein- oder zweimal durch einzelne Kanonenschüsse, welche in der gewölbten Schmiede furchtbar wiederhallten, unterbrochen wurde.

Am Morgen standen wir alle, der Doctor, die Schmiedeknechte und ich, ganz behaglich vor unserem Spitale und schauten auf das muntere Treiben, das sich bereits auf der Gasse zeigte. Es ist Sonntag, die

Kirchenglocken läuten zwar nicht, denn sie dürfen nur Sturm läuten, aber ein Reiter, der mit der weißen Friedensfahne an uns vorbeisprengte, schien eine Sabbathstille ganz eigener Art in den Straßen zu verbreiten. Und hier muß ich wieder einen der kleinen Züge aus dem Leben aufzeichnen, welche dem, der Zeuge derselben gewesen, sich tief einprägen. Das Wetter war hell und freundlich, die Straßen schienen ruhig und sicher, und so sah man besonders viele Frauen aus den niederen Ständen in ihren Sonntagskleidern. Unter anderen kam denn auch in jener zimperlich anständigen Haltung, wie man sie bei den Matronen der niederen Stände kennt, ein kleines Weib daher, das, eine schon bejahrte Lenore, ihren Gatten suchte. Er war Mühlknappe und hatte versprochen, allerspätestens in der Nacht von Sonnabend zum Sonntag, wo die Knechte aller Orten Deutschlands oft meilenweit durch Feld und Gebirg in die niederen Hütten zu ihren Weibern und Kindern wandern, sie zu besuchen. Bis dahin hatte sie ruhig ausgeharrt, obgleich sie schon früher durch das Gerücht, die Mühlen, in denen ihr Mann diente, seien bei einem Vorpostengefechte in Brand gesteckt worden, beunruhigt war. Als er in dieser Nacht nicht gekommen war, hatte sie sich aufgemacht,

nach ihm zu forſchen. „Ich bitt',“ ſagte ſie zu uns in höflichem, erzählenden Tone, der dem, welcher dem Volke nicht ins Herz zu blicken verſteht, leicht als ein Zeichen von Gleichgültigkeit hätte erſcheinen können, „Ich bitt', was iſt denn wohl aus meinem Manne geworden? Er diente in der — Mühlen, und hat nir wieder von ſich hören laſſen.“ Wir zuckten mitleidig die Achſeln und mir ſagte Jemand ins Ohr: die Knappen in jener Mühle ſeien, weil ſie dieſelbe muthig auf ihre Weiſe vertheidigt hätten, vom Feinde ſämmtlich niedergemacht worden. „Ja, da muß i halt weiter fragen,“ ſagte die Frau des Mühlknappen, nahm ihr kleines Umſchlagetüchlein ſittſam über der Bruſt zuſammen und ging. Ich ſah ihr nach; ſie ſtand bald wieder bei einem Nationalgardiſten ſtill und richtete dieſelben Fragen an ihn, bekam aber auch von ihm keine befriedigende Antwort. Und ſo ging ſie weiter, jeden Augenblick ſtill ſtehend und Jemand anredend.

»Sie frug den Zug wohl auf und ab,
Sie frug nach allen Namen,
Doch keiner war, der Kundſchaft gab,
Von allen ſo da kamen.«

Aber die ſittſame öſterreichiſche Lenore zerraufte nicht ihr Rabenhaar, ſie ging gewiß zuletzt ſtill zu

ihren Kindern nach Hause, legte ihr Umschlagtüchlein ab, und war sicherlich am Montag um dieselbe Zeit schon wieder an der Arbeit.

Trotz dem, daß an diesem Sonntage die Glocken nicht läuten, drängte sich doch, während die Kinder dieser Welt in den Vorstädten mit den Töchtern der Erde spazieren gingen, in die Stephanskirche viel Volks, und in den hohen Hallen wurde viel und inbrünstig gebetet. Mehr oder weniger war dies alle Tage während der Revolution der Fall. Die katholischen Kirchen sind ja immer wie öffentliche Märkte, auf denen das Volk stündlich ab- und zugeht, um seine religiösen Bedürfnisse zu befriedigen, während die in der Woche verschlossenen protestantischen Kirchen einen mehr häuslichen Charakter haben und noch stillen, haushälterischen Vorrathskammern der Andacht gleichen.

Nachmittags war ich einige Zeit in Mariahilf. Die Hauptstraße war mit Barrikaden übersäet, zwischen denen es von Spaziergängern wimmelte. Es fällt ein Kanonenschuß, worauf Nationalgarden und Spaziergänger sich in bunten Reihen langsam nach dem Glacis zu bewegen. Zwei Nationalgardisten, welche in der Mitte der Straße gingen, hatten einen unbedeu-

tenden Wortwechsel mit einander; plötzlich legt der eine an, um den anderen niederzuschießen. Er verfehlt ihn, und ein Knabe, der vor dem Hause seiner Eltern steht, liegt getroffen am Boden. Alle Umstehenden schienen zu fühlen, wie hohe Zeit es sei, die Waffen niederzulegen. Als ich auf den Stephansplatz zurückkam, verkündigte ein Reiter, der von vielen für den Oberkommandanten gehalten wurde, aber wohl nur einer von dessen nächsten Untergebenen war, daß die Ungarn ganz nahe seien. Bald darauf wird wieder ein Mensch verfolgt wie gehetztes Wild. „A Schwarzgelber! a Schwarzgelber!“ ruft man. Er hat gesagt, das sei alles nicht wahr, was der Reiter gesagt. Der ungläubige Thomas wird arretirt, nachdem es gelungen ist, ihn der Lynchjustiz zu entziehen.

Der Tag blieb schön bis am Abend, wo ich mich wieder auf die Rothenthurmbastei begab. In der Dämmerung richtete man droben eben die Kanonen auf das für den Feind sehr wichtige Stierböck'sche Kaffeehaus in der Leopoldstadt. Man erwartet wieder einen Angriff, denn Niemand weiß, auf wie lange Waffenstillstand geschlossen sei. Unten am Thore aber standen die National- und Mobilgarden aufgestellt, heiter und lustig, obgleich jeden Augenblick eine

Bombe aus der Leopoldstadt mitten unter sie fliegen konnte. Nur die Knaben von vierzehn bis sechzehn Jahren, die sich theils freiwillig hatten einreihen lassen, theils von den Arbeitern zum Dienste gepreßt waren, standen da und weinten. Sie klagten, daß sie von den Arbeitern schlecht und geringschätzig behandelt würden. Sie seien so gut Soldaten als die Männer; wenn es ins Feuer gehe, so seien sie nie zu klein. Sie trügen ja mit Freuden das Gewehr, fürchten sich auch gar nicht vor dem Feind, sie wollen nur gut und kameradschaftlich behandelt sein. Ein alter Mann in ihrer Compagnie, gegen den diese Reden besonders gerichtet waren, hieß sie in rauhen Worten ruhig sein und drohte ihnen sogar. Da brach einer der jungen Soldaten, bei dem ein knabenhaftes Ehrgefühl besonders lebhaft war, in einen wahren Strom von Thränen aus und eilte zum Hauptmann, um sich mit nassen Augen zu beklagen. Der Hauptmann hörte ihm Anfangs zu, bald aber wurde seine Aufmerksamkeit auf einen anderen Gegenstand gelenkt. Ein Bursche, der zu den übergegangenen Grenadieren gehörte, beruhigte den Knaben, indem er die Vermittelung zwischen den beiden verschiedenen Altersstufen übernahm, zu der er durch sein eigenes Alter wohl berufen war.

Mir ſagte der Grenadier, die Knaben hätten ganz recht, und es ſei empörend, daß ſie noch dazu ſchlecht behandelt würden von denen, die ſie zuweilen zuerſt ins Feuer jagten. Sie ſeien überhaupt beſſer zu gebrauchen als die Alten; dieſe kommen beim Marſchiren oft nicht recht fort u. ſ. w. — So ſtand man dort im Vollmondsſcheine, als ich mich nach Hauſe begab.

## 10.

### Auf der Universität.

30. October.

Heute war ich wieder einmal im Studentencomité. Auch Robert Blum und Jellinek befanden sich dort, und die wichtigsten Dinge wurden daselbst verhandelt. Der Reichstag, noch mehr aber der Gemeinderat, hat allen Einfluß verloren, und das bewaffnete Proletariat will nur noch auf die Studenten hören.

In der Mitte des Universitätshofes stand eine Schaar von Sensenmännern; sie hatten die Sensen jeder neben dem Fuße zur Linken niedergestellt, so daß die scharfen Schneiden nach außen gerichtet waren; ein äußerst kriegerischer wilder Anblick, der mir recht lebendig vor Augen führte, wie das Wildwasser der volksthümlichen Bestrebungen, welches

seit dem Wolkenbruche im März in Oesterreich noch immer nach seinem Strombeete sucht, sich endlich nach der Universität gezogen hat, wo es, wie Lachen nach einem Schlagregen in der Mitte eines Bauernhofes, noch immer umhersteht.

Eine Anzahl Weiber haben von den Studenten auf ihr Bitten Waffen erhalten und sogar die Erlaubniß bekommen, am Eingange des Universitätshofes Wache zu stehen. Es ist Gesetz, daß kein Unbewaffneter eintreten darf. So fiel mir denn heute, als ich auf die Universität wollte, eine häßliche Alte mit dem Ausruf: „haben Sie Waffen?“ fast in die Arme. Sie hatte die Pistole übersehen, die ich im Gürtel trug und die mir überall, selbst in den Vorstädten und auf den Basteien, freien Zutritt verschafft hatte. Ich lüftete den Kolben etwas, indem ich mit der Rechten darauf deutete, ohne mich in mündliche Unterhandlungen einzulassen. Das Weib bückte sich, um meine Waffe zu sehen, fast mit der Nase darauf, auf der sie eine große Hornbrille geklemmt trug, wie sie in meiner Heimath die älteren Bauernfrauen tragen, wenn sie Sonntags in der Kirche aus dem Gesangbuche singen.

In den Hallen und Vorsälen des geräumigen

Universitätsgebäudes stehen zahlreiche Wachen. Ich steige eine Treppe hinan, auf der es ziemlich finster ist, wie denn überhaupt das ganze Haus, das in diesem Jahre eine so eigenthümliche Bedeutung erhalten hat, mehr Aehnlichkeit mit unsern alten deutschen winkligen Schulen und Gymnasien hat, als mit den Universitätsgebäuden, wie sie sich in neuerer Zeit an so vielen Orten im übrigen Deutschland erhoben haben. Indem wir nun hier im ersten Stockwerk den langen schmalen Gang entlang gehen, macht es einen eigenthümlichen Eindruck, über einem Zimmer geschrieben zu sehen: „K. K. Convikts-Kanzlei.“ Dasselbe scheint verschlossen zu seyn; es wird nicht, wie die übrigen Säle dieses Hauses, zu modernen Zwecken benutzt, auch steht keine Wache davor. Wer denkt auch jetzt an's Convikt, wo der Student als akademischer Legionär seine Löhnung ausgezahlt erhält, wie während der langen Ferien im dreißigjährigen Kriege!

Nicht weit davon ist eine andere Thüre; daran steht mit Kohle geschrieben: Studentencomité. Um diese Thüre drängt sich Alles und will hinein. Unter den Wartenden sehen wir einige Bürger. Sie haben

in der Stadt einen Menſchen gefangen, der ihnen durch Aeußerungen verdächtig wurde, von dem ſie aber ſelbſt noch nicht wiſſen, ob ſie ihn für einen Spion oder ganz im Allgemeinen für einen Schwarzgelben erklären ſollen. Dagegen ſind ſie ſicher in dem Wunſche einig, ihn hängen zu ſehen. Indem ſie ihn jeder bei einer Hand gefaßt haben, ſuchen ſie ſich mit ihm durch die Menge Bahn zu brechen und rufen zuweilen: „A Schwarzgelber! a Schwarzgelber!“ Aber ſelbſt dieſer Ruf macht ihnen nur langſam den Weg frei, ſie werden lange mit ihrem Opfer, das ſie an der Hand führen, hin und her gequetſcht, bis ſie ſich im erſehnten Studentencomité befinden, wo dann der Arreſtant alsbald freigelaſſen und nach Hauſe geſchickt wird. Unter vielen, gewiß von Herzen kommenden Bücklingen gegen die Studenten eilt er zur Thür hinaus.

Etwas abſeits von denen, welche ſich draußen nach der Thüre drängen, ſtehen vier Frauen in Trauerkleidung. Vielleicht könnten dieſe ſeltſamen Geſtalten ſich am erſten noch Platz machen; allein die vier wollen ſich nicht in das Gedränge begeben, und man ſieht es ihnen an, ſie denken: wir können warten. Sie mögen

daheim in ihrer kleinen Wirthschaft nicht nöthig sein und haben ohne Zweifel den Schlüssel ihrer Wohnung in der Tasche. Gewiß ist es eine Mutter mit ihren erwachsenen Töchtern, denen der Vater gestorben ist. Sie stehen still in einer Fensternische beisammen. Die Mutter mag eine Vierzigerin sein, die Töchter sind nicht schön; was wollen sie von den Studenten?

Ich war bereits eine geraume Weile im Comitézimmer, als die vier schwarzen Frauenzimmer endlich auch eintraten. Ohne gerade schüchtern zu erscheinen, hielten sie sich doch am Eingange des kleinen Zimmers, in der Nähe der Thüre, wo sie alsbald einen vorbeigehenden Studenten umringten und leise mit ihm sprachen. Ich trat hinzu und lauschte. Die vier Schwarzgekleideten baten um Waffen. Der Student erwiderte: es könnten an Frauen nur Karabiner ausgetheilt werden, und deren seien keine mehr vorhanden. Die Mutter und die älteste Tochter zischelten dem Musensohne so viel in's Ohr und die beiden jüngsten betrachteten während dem so neugierig und betasteten so täppisch einige in der Ecke stehende Waffen, daß mir angst und bange wurde vor diesen

Weibern, auf deren Antlitz sich keineswegs ein besonders tiefer Schmerz ausgeprägt hatte, in deren Herzen aber wohl vollkommener Lebensüberdruß Platz gewonnen haben mußte.

## 11.

### Auf dem Stephansthurme.

31. October.

Gestern fand ein Treffen zwischen den kaiserlichen Truppen und den Ungarn statt, und das Gerücht, die Ungarn werden nun bald vor Wien stehen, das fast einen Tag um den andern aufgetaucht war, verbreitete sich nochmals. — Heute, wo gegen Abend die Truppen in die Stadt einzogen, war ich eine Zeitlang auf dem Stephansthurme. Hier befand sich das wichtige Observatorium, das an diesem Tage ganz allein unter den Befehlen des Studentencomités stand. So bestand denn auch, wie überhaupt während der ganzen October-Revolution der Fall gewesen war, das Personal hauptsächlich aus Mitgliedern der akademischen Legion. Durch die vortrefflichen Fernröhre sahen wir ganz genau die Bewegungen des Feindes. Nie-

mals werde ich den Croaten vergeſſen, deſſen kriegeriſche Geſtalt mir zufällig recht deutlich ins Geſichtsfeld trat. Es war, als ſähe man in dieſem einzelnen, auf ſeinem Poſten ſtehenden Soldaten den perſonificirten Krieg.

Die Studenten auf dem Thurme glaubten an dieſem Tage nochmals, als ſich in der Gegend der ungariſchen Landſtraße etwas regte, die Ungarn zur Befreiung der Stadt heranrücken zu ſehen, obgleich Jedermann wußte, daß ſie Tags zuvor von Windiſchgrätz und Jellachich geſchlagen worden waren. Es klärte ſich bald auf, daß gerade von jener Straße her noch neue Truppen ſich der Stadt zu bewegten. Jetzt war der Muth der Studenten gebrochen und der Akademiker, der die Beobachtungen geleitet hatte, zog ſich in das Thürmerſtübchen zurück und ſtützte traurig den Kopf in die Hand.

Ich war mit Auerbach auf dem Thurme umhergeklettert; als wir dort durch das Pfeifen der Kugeln vertrieben wurden, zogen wir uns ebenfalls in das Thürmerſtübchen zurück, das jetzt wie eine Studentenkneipe in Jena oder Halle ausſah. Es war Mittag und etwas Brod und Wein ſtand auf dem Tiſche. Die Studenten nöthigten uns zu eſſen, die Flaſche kreiſte

fleißig am kleinen Tiſche, und ſo nahmen wir Theil an einem frugalen Mittagsmahle, das man wohl die Henkersmahlzeit der akademiſchen Legion nennen könnte. Da trat Jemand ins Zimmer mit den Worten: „Ach Gott, eben ſah ich wieder den erſten Polizeiſoldaten über den Stephansplatz gehen!“ — „Siehſt du nicht etwa auch den Metternich wieder kommen?“ fragte der Student, welcher ſich ſo ſchwer von dem Glauben an das Nahen der Ungarn hatte trennen können, in komiſch melancholiſchem Tone.

Als ich gegen vier Uhr Nachmittags in meine Wohnung zurückkam, erſchien alsbald die Wirthin, welche Morgens mir verkündigt hatte, daß jeder Waffenfähige heute bewaffnet erſcheinen müſſe, bei mir auf dem Zimmer und verkündete mit freudeſtrahlendem Angeſichte, die Truppen würden ſogleich einrükken, und zwar durch unſere Straße. „Ich komme dann zu Ihna und winke mit dem weißen Tücherl aus dem Fenſter. Die Leute ſagen, ſo müſſe man es machen, wenn die Soldaten kommen.“

## 12.

### Belagerungszustand.

Die Kanonen, diese ultima ratio regum, sind aus den Händen blutjunger Studenten in die der Croaten und anderer dunkeln Nationalitäten übergegangen — die Geschichte Oesterreichs geht wieder schweigend ihren ernsten Gang mitten durch dieses Gemisch von fremden Zungen hindurch. Das Straßenpflaster in der Hauptstadt ist schon wieder fest und verläßlich, der verhängnißvolle eiserne Laternenpfahl ist ausgerodet wie ein Baum im Walde bei nächtlicher Weile. Gutmüthig lächelt uns die Militärherrschaft aus den Augen dieser Croaten an, welche uns auf den Straßen erzählen, sie möchten so gern zu ihren Weibern und Kindern zurückkehren, aber sie würden nur erschossen, wenn sie sich ent-

fernten. Es ſind dieß die Bettelmönche der Soldaten. Wie es ihnen verboten ſei zu nehmen, ſo eröffnen ſie uns zutraulich, ſo betteln ſie. Und die Schwarzgelben geben ihnen mit Andacht. „Ach, entſchuldigen Sie — fragt dort ein altes Mütterchen einen beſonders dumm und unſauber ausſehenden Soldaten, der von Kindern und Ammen neugierig betrachtet wird — ſind Sie nicht ein Croat?“ Und da er mit dem Kopfe nickt, legt ſie einen Kreuzer in ſeine Hand und geht dann mit verklärtem Angeſicht, als hätte ſie ihn in den Gotteskaſten geworfen, weiter. Dahin haben es die Wühler gebracht, daß man hier dieſe Soldaten als unſere Retter verehrt und mit Recht verehrt. Militärherrſchaft: wißt ihr was das heißt im übrigen Deutſchland? Laßt euch warnen da „draußen,“ wie man hier ſagt, umgeht ſie wie einen tiefen See, ſchließt vor ihr die Thüren, bleibt daheim und ſeid ſtill, wenn ihr ſie kommen, hört wie, bei Regen und Gewitter, denn mit ihr kämpfen könnt ihr nicht. Hättet ihr neulich auf dem Stephansplatze die große Blutlache geſehen! Es war ſo gar junges Blut von einem Studenten, der ſich ſo gern gerettet hätte, als man ihn, der eben aus dem Café français trat, verhaften wollte, und der deßhalb niederge-

ſchlagen wurde. Und darüber wehte vom Stephansthurme die weiße Fahne.

Am Mittwoch wurde es mit dem Abgeben der Waffen Ernſt. Aus vielen Häuſern hatte man ſie während der Nacht zum Fenſter hinausgeworfen, und ſo lagen ſie am andern Morgen auf den Straßen, ein ſchreckliches Zeichen, daß die Stadt beſiegt ſei. Sie wurden von Soldaten geſammelt und zunächſt in Haufen zuſammengelegt, dann auf zweiſpännige Wagen geladen, welche furchtbar klirrten und unter denen das Straßenpflaſter erbebte, wie ſie langſam den Waffendepots zufuhren. Man ſagt übrigens, in den Vorſtädten ſeien viele Waffen von den Nationalgarden vergraben worden. So kann es uns denn auch nicht wundern, wenn dunkle, unheimliche Gerüchte von nächtlich aufgehobenen Clubs und geheimen Zuſammenkünften jetzt von Zeit zu Zeit laut werden.

Was ſonſt in den erſten Tagen nach dem Einzuge der Truppen geſchah, war natürlich keineswegs erfreulicher Art. Damals war's, wo Croaten oder Tſchechen, welche nicht ſtehlen, aber doch bei Gelegenheit die Taſchen nach Munition durchſuchen durften, unter dem Ruf: Pulver! Pulver! ſich mit Uhren und Geldbörſen davon machten. Am ſchlimmſten erging es den

Studenten. Man hat in den kalten Nächten gesehen, wie sie zu Dutzenden frierend auf elenden Leiterwagen saßen, in dünnen Röcken und theilweise noch mit Kalabreserhüten, während die militärische Bedeckung, welche sie ins Gefängniß geleitete, in dicke, warme Soldatenmäntel gehüllt, zu beiden Seiten nebenher ritt.

Wie oft hatte mich während der Revolution der Volksgesang erfreut, namentlich die steierischen Klänge, wie sie besonders schön in mancher Nacht hinter der schwarzgelben Barrikade aus einem Seitengäßchen am Stephansplatze her erschollen! Und der Gesang trieb seine Blüten auch während der angehenden Militärherrschaft noch fort. Am liebsten lauschte ich unter den fremdredenden Nationalitäten, den Galiziern, deren Weisen etwas seltsam Ergreifendes haben. Ich traf Tschechen, wie sie um ein Feuer saßen und nach einer bei ihnen sehr gewöhnlichen Melodie Verse sangen, die ihnen der Unteroffizier aus einem kleinen zerlesenen Liederbuche vorsagte. So zitterten hier an dem Wachfeuer der böhmischen Krieger jetzt noch die Prager Junibewegungen nach. Nachdem in Prag die Swornostpartei besiegt war, hatte Fürst Windischgrätz viele junge Leute, welche dazu gehörten, unter das

Militär gesteckt, und so kann man sich nicht wundern, wenn zu Anfang Novembers auf den Plätzen der Stadt Wien das Lied von Kurandovi und das berühmte Schuselka nam pise erschallten. — Schön und lieblich klang dem deutschen Ohre der Gesang der Deutschböhmen, wenn gleich der Text ihrer Lieder oft nur gewöhnliche Scherze enthält und ihre Aussprache nicht besser ist als die in den südlichen Provinzen des Kaiserstaates. Den tiefsten Eindruck machte es aber auf mich, als ich eines Abends spät einen Grenadier, der einsam vor mir über die Straße ging, im reinsten Deutsch, wie ich es seit lange nicht gehört, mit voller klangreicher Stimme den ersten Vers des Liedes: „Steh' ich in finst'rer Mitternacht" singen hörte. Welches Schicksal hatte ihn, dessen Sprache offenbar den gebildeten Norddeutschen verrieth, in das österreichische Kasernenleben verschlagen? Und wo weilte sie, vielleicht droben in Holstein, in Hannover oder Braunschweig, von der er sang, als er eben in eine Seitengasse der Kaiserstadt einbog:

»Schlaf wohl in deinem Kämmerlein
Und denk in deinem Herzen mein.«

Ich schließe hier diese flüchtigen Skizzen, da es mich nicht darnach verlangt, die Leser zu den zahlrei-

chen Hinrichtungen zu führen, von denen wir leider in den folgenden Tagen Zeugen sein mußten. Bereits geht in Wien Alles wieder den gewohnten Gang. In den öffentlichen Gebäuden kommen die wohlbeleibten, stattlichen k. k. Portiers wieder zum Vorschein, die in ihre winterlichen Pelze gehüllt, mit den großen silberbeschlagenen Stäben auf und ab schreiten, und das Volk, das sich hinzudrängt, hart anfahren. Auch sieht man schon, wie Schwalben, die einen neuen Frühling verkünden, die ersten vornehmen Equipagen durch die Straßen fliegen. — An der Spitalschmiede, von der ich oben erzählte, ging ich heute vorbei. Es wurde fleißig gehämmert, ein glühendes Hufeisen lag auf dem Ambos und die Funken flogen lustig bis in die entferntesten Winkel des ehemaligen Spitals.

## 13.

### Hinrichtungen.

16. November.

Nach langen Regentagen, welche uns die Zeit der Militärherrschaft brachte, heute der erste schöne Tag in Oesterreich, mit blauem Himmel und weißen durchsichtigen Wolken am Horizonte. An diesem Morgen wurde Messenhauser, den die Wogen der Revolution höher als irgend einen andern über das Privatleben emporgehoben hatten, im Stadtgraben zwischen dem Fischer- und Schottenthore erschossen. Ich ging denn auch hinaus, wenn auch etwas spät, da mich weniger darnach verlangte die Execution, als Volk und Militär bei dieser Gelegenheit zu sehen. Als ich in der Nähe des Fischerthores war, bog von der entgegengesetzten Seite her um die Mauern der Bastei bereits der Leiterwagen, der die Leiche holen

ſollte. Das Volk, das ſo bereitwillig den Befehlen dieſes Mannes gehorcht und ſo gern ſeine Placate geleſen hatte, ſchaute jetzt gedankenlos und ſtumpfſinnig zu, wie die Leiche hier auf den Wagen geladen wurde. Man erzählte ſich geſtern, daß Meſſenhauſer die letzten drei Tage vor ſeinem Tode „ausgeſtellt“ ſei, „nach altem Brauch in Oeſterreich,“ d. h. es kann den Verurtheilten ſehen, mit Ausnahme des allerletzten Tages (wo es ſeiner Erlaubniß bedarf), jeder, wer es verlangt; am Eingange ſteht ein Teller, auf den die Neugierigen etwas Geld für Seelenmeſſen legen, und dabei gibt man ihm auf Staatskoſten zu eſſen und zu trinken, was er will. An Neugierigen fehlte es auch bei der Hinrichtung nicht: ſie ſtanden vom Schottenthore bis zum Fiſcherthore die Baſtei entlang. Unten im Stadtgraben hielt der Leiterwagen, von einigen Offizieren und den müßig und zerſtreut umherſtehenden Jägern umgeben, noch immer, während in einiger Entfernung vor der Alſervorſtadt ſich ein Trupp Reiter in Bewegung ſetzte, von dem man Anfangs, da er immer dem Laufe der Chauſſée folgte, nicht wußte, was er wollte, der aber dann in der Nähe des Richtplatzes von der Straße ab in den Stadtgraben hineinſprengte. Von dieſem Trupp Reiter begleitet, ſetzt

sich jetzt der elende Leiterwagen in Bewegung, fährt, immer die breitesten Straßen aufsuchend, auf mannichfachen Kreuz- und Querwegen über die Promenade nach der Alservorstadt zu, wo sich die Leiche nun im Josephinum befindet. Wie der Wagen uns aus dem Gesichte verschwindet, hat auch bereits das Volk auf der Bastei sich verlaufen, und man sieht nach allen Seiten hin nichts weiter vor sich, als exercirende Soldaten, dazwischen einige Spaziergänger und in einiger Ferne hinter den Vorstädten die prächtigen hohen Donau-Ufer.

Auch Robert Blum, „ein Mann aus Deutschland," wie die Soldaten sagen, ist in Oesterreich für seine Sache zum Märtyrer geworden. Wenn der Frühling kommt, und besonders, wenn die blauen Märzblumen blühen, wird die österreichische Jugend sein Grab aufsuchen und daran von Deutschland träumen und vom deutschen Parlamente, welches dann vielleicht schon, ach, wer weiß wie weit von ihr liegen wird.

## 14.

### Schluß.

23. December.

So bricht denn auch das ſtille Weihnachtsfeſt über der Militärherrſchaft herein. Ringsum hinter den Baſteien blinken Kanonen hervor, während die Bewohner der Stadt ſich allmählich wieder mit dem Militär vertraut gemacht haben. In jenem alten Bureauſtyl, welchen der öſterreichiſche Beamte auch auf die Umgangsſprache überträgt und nach dem die einzelnen Bürgerfamilien ſich als Parteien gegenüberſtehen, hörte ich nach den Oktobertagen einen alten Kanzeliſten zu einem Offizier ſagen: „Die Parteien ſind ganz zufrieden mit ihren Einquartierungen, ſie kochen ihnen Knödel und ſind guter Dinge.“ Allmählich nun hat auf den Straßen das Bivouakiren nachgelaſſen. In der Leopoldſtadt loderte zuletzt nur noch ein einziges Wachtfeuer, und jetzt, glaube ich, iſt auch dieſes verſchwunden. Wüßten wir nicht, wo die Croaten, Tſchechen und Deutſchböhmen geblieben ſind, welche ſonſt auf allen freien Plätzen der Stadt

umherſtanden und ihre Volkslieder ſangen, ſo würde uns das „Vademecum nach Ungarn,“ ein Handbuch für Soldaten, die nach Ungarn marſchiren, das wir an den Fenſtern der Buchhandlungen ſtehen ſehen, auf die richtige Spur lenken. Möge es der Armee dort an Allem was das Vademecum von dem ungariſchen Bauer ſie fordern lehren will, möge es ihr an Brod, Fleiſch und Wein in Ungarn nicht fehlen! Ich gehöre nicht zu denen, welche die letzten Hoffnungen für die Freiheit auf jene herbſtlichen Regenſchauer ſetzten, die nach den Oktobertagen hereinbrachen und den Boden der ungariſchen Heiden ſumpfig und für das Eindringen des öſterreichiſchen Heeres ſchwierig machten. Die Freiheitspartei in Oeſterreich, d. h. die deutſche, möchte wo möglich noch jetzt ihre Hoffnung auf die Ungarn ſetzen. Auch träumt man wohl noch immer von neuen Revolutionen. „Das Lagerbier iſt heuer ſchlecht gerathen, das Märzbier ſoll deſto beſſer werden,“ ſagt mancher Oeſterreicher.

Sieht man nun keine Bivouaks mehr auf den Straßen, ſo will ſich doch auch die ehemalige Heiterkeit des Wiener Volkslebens noch nicht wieder zeigen. Die ſchönen Zeiten, wo eines Tags eine Anzahl zerlumpter

Arbeiter von ihrem Arbeitsplatze in die Stadt kamen und erklärten: sie fürchteten sich vor den Proletariern, welche allerdings damals einen Aufstand beabsichtigten, diese schönen Zeiten voll Uebermuths sind vorbei. Zwischen den ehemaligen Arbeitern und den Proletariern ist heute kein Unterschied mehr, und alle umstehen im großen Halbkreise das Gebäude, in dem sich das Arbeitsnachweiseamt befindet. Dicht gedrängt stehen sie dort alle umher, auch viele schnatternde Weiber befinden sich in dem Haufen, aus dessen Mitte der Tschako und das Bajonnet des hier als Wache aufgestellten Soldaten hervorragt. Wenn nun in dem Belagerungszustande, wie er jetzt ist, auch nicht mehr jene Mannichfaltigkeit des Volkslebens gedeiht wie früher, so reift doch unter seinem Schutze allmählich die Kritik der früheren Zustände heran, und eine, wenn auch nicht gerade sehr geistvolle, so doch gewiß wahre und treffende Satire wagt sich selbst bereits an die uns noch so nahe Oktober-Revolution: ich denke hierbei besonders an eine Reihe von Bildern, die an den Kunstläden aushängen. Eines derselben, mit der Unterschrift: „Eine Flotte von zweifelhaftem Ruf," stellt eine Ausruferin dar, welche ein Placat mit dem Titel: „Dreißig Dampfschiffe aus Ungarn," ausbietet. Ein

anderes ſtellt einen Legionär auf dem Stephansthurme dar, der das Fernglas nach Ungarn gerichtet hält. Hier lautet die Unterſchrift: „Ich ſehe noch immer keine Ungarn.“ Etwas zu boshaft iſt „der Legionär am 31. October.“ Durchaus als Zeichnungen nach dem Leben können dagegen gelten: ein Legionär im Harniſch, ein Mobilgarde (mit der Cigarre) und bewaffnete Proletarier (ſie tragen Stutzen im Arm und am Hute Zweige). Ihnen gegenüber ein Gränzer, deſſen halb bäueriſche, halb ſoldatiſche Züge durch und durch charakteriſtiſch ſind. Eben ſo ſehr iſt der Sereſchaner getroffen, bei dem freilich das Charakteriſtiſche ſehr leicht zu treffen war, da es einfach in dem kriegeriſchen Ausdruck des Auges und zudem in dem Vorrath von Dolchen und Piſtolen beſteht, die er im Gürtel trägt. Das iſt der Student des Banus von Croatien, welchen dieſer, wie er einſt, bevor die Stadt genommen war, zu einer Deputation des Gemeinderathes von ſeiner Sereſchaner-Leibwache ſagte, nach Wien auf die Aula führen wollte! Er hat Wort gehalten, und alle dieſe Bilder werden einſt für die Geſchichte unſerer Zeit nicht ohne Wichtigkeit ſein.

# III.

# Weihnachten in Ungarn.

1848.

So war es also doch noch möglich, das Weihnachtsfest an einem deutschen Herde in Ungarn zu verleben. Am Ende der Leopoldstadt, wo noch immer die Kinder zwischen dem Prater und den hohen von Kanonenkugeln gezeichneten Häusern mit Tellern und Becken auf die Vorübergehenden zulaufen, um zu betteln, weil in den Wohnungen ihrer Eltern geplündert sei, dort wandte ich mich links nach dem Bahnhofe der Nordbahn. Ein kleiner Zug stand hier (um 2 1/2 Uhr Nachmittags) in Bereitschaft, auf dem eine Fahne wehte mit der Inschrift: nach Preßburg. Wir rollten bis Gänserndorf auf der Nordbahn dahin. Von dort führt eine bescheidene Bahn von einfachen Schienen, jedoch nicht ohne einen prächtigen Viaduct und einen ziemlich langen Tunnel, über Heiden und Vorberge der Karpathen, mit der Aussicht auf das reizend

gelegene Kaltenbrunn und den Kogel, nach Ungarn hinein. Mir ging die Kaiserwahl und die österreichische Frage, mit denen man sich jetzt in Frankfurt beschäftigt, im Kopfe herum, als wir da hineinfuhren, und es war mir, als hörte ich es vom deutschen Boden her über die winterliche Landschaft wie lautes Glokkenläuten mir nachtönen. Wer doch jetzt in die Zukunft blicken könnte! Ich starrte lange hinaus auf das gefrorene Land. Auch du, Slovak, der du in die grobe wollene Decke gehüllt am Wege stehst, möchtest dich von Deutschland losreißen? Deinen runden Hut hast du mit bunten wollenen Schnüren umwickelt, und als der Dampfwagen zum ersten Male von Deutschland nach Ungarn hineinlenkte, warfst du mit Steinen hinter ihm her. Gott soll mich vor dem frevelhaften Wunsche bewahren, dir deine Sprache und Nationalität entzogen zu sehen; aber deutsche Lehrer könnten deinen Kindern gar nicht schaden, denn von deinen Hurban wirst du niemals menschliche Cultur achten lernen.

Was mir in Preßburg zuerst auffiel, waren auf den Straßen die neuen frisch angestrichenen schwarzgelben Schilderhäuser vom stärksten Eichenholz. Auf manchen weht noch zum Ueberflusse auf einer langen

Stange die schwarzgelbe Fahne. Diesen Schilderhäusern sieht man es an, daß sich der österreichische Soldat in Ungarn bald wieder heimisch fühlen wird, wenn auch auf einem der Plätze der Stadt Preßburg das eigenthümliche Wachthausgebäude mit seiner langen kaiserlichen Wachtstube von den Ungarn weggeräumt ist. Die Croaten waren schon jetzt auf den Straßen und Plätzen von Preßburg vollkommen zu Hause. Am Weihnachtsabende saßen sie dort um die Feuer her, zu denen sie hier wahrhaft riesige Holzknorren zusammengetragen hatten. Eine kleine Gruppe fand ich, wie sie auf einem der Plätze unter einer Menge kleiner, mit Heu beladener ungarischer Wagen versteckt saß, deren ich mehrere, die als Barrikaden benutzt waren, an beiden Seiten der Eisenbahn hatte liegen sehen. Solcher mit Heu beladener Wagen wurden noch immer mehr, theils von kleinen raschen Bauernpferden in die Stadt gezogen, theils von gewaltigen Stieren mit der breiten Stirne, über welche die nach auswärts gebogenen Hörner weit hinwegragen, in die Stadt geschoben, und es schien, daß man sie gern unabgeladen die Nacht hindurch stehen ließ, damit sie die Wachen vor dem Nachtwinde schützen konnten. Auch wurden sie wohl zum Theile tiefer nach Ungarn hinein der Armee nach-

gefahren. Wachen ſtanden überall umher, man ſah ſie vor vielen Thüren im erſten, zweiten und dritten Stock der Gaſthöfe, und zuweilen ſelbſt vor den Speiſeſälen.

Man hatte ein wildes Leben geführt in Preßburg ſeit dem Herbſte 1847. Jetzt ſah man wenig Spuren mehr vom ungariſchen Leben. Die „deutſchen“ Hüte, welche man in Wien trägt, finden ſich auch hier zahlreich, nur daß ſie niedriger ſind und mit auffallenderen Schnallen verſehen; ſie heißen hier „ungariſche“ Hüte, auch wohl „miniſterielle.“ Allmählich erſt kehrt man hier zu den gewöhnlichen Trachten zurück, und ich mußte herzlich lachen, als ein alter braver Medicus, deſſen ehrliche ſchwarzgelbe Geſinnung die ungariſchen „miniſteriellen“ verſchmäht hatte, aus der Ferne ein Calabreſerhütchen nach mir ſchwenkte, unter deſſen Schutze er zeither ſeine Kranken beſucht hatte. Es ſoll übrigens in Preßburg an ſchwarzgelber und leider auch an deutſcher Geſinnung gar kein Ueberfluß vorhanden ſein. Die Ungarn, welche ſchwarzgelb ſind, befinden ſich meiſt in Wien und Olmütz. Ein Mitglied der ſiebenbürgiſchen Deputation, welches mit mir in Preßburg war, erzählte, daß es vor kurzem in Olmütz, als Franz Joſeph einige Regimenter gemuſtert

hatte, von einem ungarischen Wachmeister, in dessen Nähe es stand, in magyarischer Sprache mit den Worten angeredet worden sei: „Das ist ein anderer Kaiser als Kossuth — der ist nicht der wahre!“ Ja wohl! ja wohl! entgegnete nachdenklich und feierlich in derselben Sprache der Sachse. In Preßburg waren während der letzten Zeit eigentlich nur die Schiffer deutsch und schwarzgelb. Wenn mancher ehrliche Deutsche sich von der ungarischen Romantik hat hinreißen lassen, so ist es dagegen ein Zug von wirklich großartiger poetischer Wahrheit, daß diese schlichten Leute, welche an dem majestätischen deutschen Strome ihr Leben zubringen, sich ihr zu entziehen wußten, und daß sie die Ahnung von der Mission der Deutschen im Osten im treuen Herzen bewahrten. Diese Schiffer zeigten sich träge und faul, als ihnen aufgegeben war, die Donaubrücke bei Preßburg abzubrechen und nach Pesth zu schaffen. Die Bestandtheile derselben liegen jetzt, wo auch die Eisschollen diese Brücke zerschmettern würden, am linken Donauufer aufgehäuft, neben der Stadt.

So groß war die Leidenschaft der Menschen, so groß die Naturkraft, welche sich in diesem Kampfe um die Nationalitäten zeigte, daß an dieser Stelle

eine Zeitlang das linke Donauufer voll ſtand von den Einwohnern der Stadt, welche heftige Worte, Verwünſchungen und Drohungen über die Donau hin riefen zum rechten Ufer, wo Jellachich mit den Seinen ſtand. Ganz beſonders ſoll ſich durch ſeinen faſt dämoniſchen Eifer ein proteſtantiſcher Geiſtlicher ausgezeichnet haben, dem jetzt die Militärherrſchaft in Preßburg ein Kapuzinerkloſter als Gefängniß angewieſen hat. Während der tſchechiſchen Bewegung hatte er ſich in Prag entſchiedene Verdienſte um die deutſche Sache erworben. In Preßburg ſoll er ſich für einige Gulden täglich zum Brieföffnen haben mißbrauchen laſſen, und man ſagt, daß aus dem ſchwarzen Kabinet des geiſtlichen Herrn die Briefe oft mit den bloßen Fingern wieder geſchloſſen, an ihre Adreſſen gelangt ſeien. Er war mit in der Schlacht bei Schwechat, und ſoll durch eine begeiſterte, fanatiſche Rede voll Haſſes gegen das Haus Habsburg die Ungarn bewogen haben, die deutſche Gränze zu überſchreiten, wie denn überhaupt im Durchſchnitt die deutſchen proteſtantiſchen Geiſtlichen in Ungarn, wahrſcheinlich wegen der alten religiöſen Unduldſamkeit in Oeſterreich, auf Seite der Ungarn ſtehen, während die katholiſche Geiſtlichkeit ſchwarzgelb iſt — ein Kapuziner don-

nerte zu Weihnachten in Preßburg von der Kanzel für das Haus Habsburg. Die Flucht von Schwechat wird als eine sehr wilde geschildert. Es war ein förmlicher Wettlauf, um Preßburg zu erreichen, und ein Hauptmann kam, noch ganz außer sich, auf das Rathhaus gestürzt, um dort seine Soldaten zu suchen, die er auf der Flucht verloren hatte.

Die ungarischen Landwehr- und Sensenmänner, welche sich vor der Schlacht bei Schwechat versammelten, glaubten zum Theil, der Kaiser sei von Windischgrätz gefangen genommen, und sie müßten ihn befreien! Indessen hatten sie sich eine bestimmte Zeit vorgesetzt, welche sie auf das wilde Kriegshandwerk verwenden wollten, und da diese verflossen war, kehrten sie zu ihren Wirthschaften zurück.

Zu den verlorenen Söhnen der deutschen Sache in Ungarn gehören auch zwei deutsche Schriftsteller: Baron v. Beyer (Rupertus) und Martini (K. Wilm). Beyer stammt aus einer märkischen Familie, besaß ein Rittergut bei Berlin und lebte, halb Junker halb Poet, mit den Berliner Dichtern Chamisso, Gaudy ꝛc. Nachdem sein Gut in der Mark verkauft war, wurde er österreichischer Offizier, und lebte zuletzt mit der Tochter eines ungarischen Magnaten verheirathet, als

pensionirter Hauptmann auf einem anmuthigen, hochgelegenen Landsitze bei Preßburg, wo dem Hinaufsteigenden schon das entgegenschallende Wiehern muthiger Rosse ankünden konnte, daß ein ritterlicher Geist sich hierher an den Abhang der Karpathen zurückgezogen hatte. Indessen hätten wir nie gedacht, daß der oft ganz freche Berliner Witz dieses märkischen Junkers, dessen Schriften zu Anfang dieses Jahres unter dem wilden Titel: „Allerlei Rau,“ gesammelt erschienen, mit der ungarischen Romantik, die er so oft persiflirt hat, Freundschaft schließen würde. Es scheint aber, die Gelegenheit, nach Abenteuern auf den ungarischen Heiden umherzuklepern, hat den preußischen Edelmann ganz aus seiner bisherigen Bahn gelenkt. Er war mit in der Schlacht bei Schwechat, und als die Ungarn Preßburg räumten, wurde er Commandant der Festung Leopoldstadt. Sein Landsitz in Preßburg, der so freundlich auf das ihm gegenüberliegende Bahnhofsgebäude herabschaut, ist bereits confiscirt. Martini (K. Wilm) ist ein geborner Deutschböhme. Als österreichischer Offizier glühte er im Herbste vorigen Jahres in seiner Kaserne zu Pesth für deutsches Wesen und „deutsche Art.“ Sein „Stillleben eines deutschen Mannes im fremden Lande“

(Vorgeſchichten von der Militärgränze, wo er Jahre lang als Offizier ſtand), konnte er nicht vollenden, er mußte in letzter Zeit die Schanzen um Preßburg bauen! War denn wirklich keine Heide in Ungarn, auf der dieſe Männer die deutſche Fahne hätten aufpflanzen können?

Gegenüber der Indifferenz und den Verirrungen der Deutſchen muß uns der nationale Eifer der Slovaken mit Bewunderung und, wenn wir an die Zukunft und an die übrigen ſlaviſchen Stämme denken, mit Beſorgniß erfüllen. Sie haben in dieſer Zeit natürlich viel gelitten, und Sturs Bruder, der in Modern Pfarrer iſt, mußte oft die Bauern aus den Karpathen zu ſeinem Schutze in die Stadt rufen. Baron Jeſſenak ſtellte es in den Willen gefangener Studenten, welche gegen die Ungarn gekämpft hatten, ob ſie gehangen ſein oder ihre ſlovakiſche Nationalität abſchwören und frei ſein wollten. Sie wählten das Erſtere und ſtarben freudigen Muthes. General Simonich zog den Hut ab, als er an dem Baume vorbeiritt, an dem ſie gehangen hatten. Jeſſenaks Güter ſind jetzt confiszirt, die Roſſe der kaiſerlichen Soldaten wurden in die Wohnzimmer ſeines Schloſſes getrieben, und die prächtigen Möbel

von den Offizieren den Soldaten als Brennholz für die Wachtfeuer übergeben.

Als ich nach Wien zurückkehrte, ſtand auf dem Güterwagen des Bahnzuges, der eben nach Ungarn abgehen ſollte, wieder eine lange Reihe von Kanonen.

# IV.

# Eine Stadt in Mähren.

Wenn es die Freunde großer, mit dem Bewußtsein der Volkssouveränetät ausgestatteter politischer Versammlungen eben so sehr nach dem kleinen Kremsier, als nach der Stadt am Main zöge, wohin schöne Wege, an denen zum Theil, wie in der ehrwürdigen Wartburg, große historische Erinnerungen aus dem Waldesdunkel auftauchen, unabläßig auch die Reiselust des entfernter Wohnenden locken: dann würde die kleine Postkutsche keineswegs ausreichen, welche von Hullein, einer Eisenbahnstation der Nordbahn, aus nach Kremsier fährt. Mit dem Conducteur und dem Postillion zählt sie niemals mehr als fünf Personen, und doch erhalten die beiden muthigen Rosse vor dem Wäglein, das gar bald von Hullein aus in eine stille, sumpfige Landschaft ablenkt, die Verbindung der österreichischen Volksvertreter mit

Privatwohnungen erheben und denen man gleichsam den Charakter einer gewissen Oeffentlichkeit verleihen will. Sie erhalten dadurch etwas Tempelartiges.

Der Geist der Oeffentlichkeit ist dem bischöflichen Palaste in Kremsier neuerdings in reichem Maße zu Theil geworden. Freilich sieht man es der Pracht dieses Hauses an, daß es nicht für ein Parlament gebaut ist, — für Volksvertreter genügen ja einfache große Säle mit viel Licht. Durch die vielen Vorzimmer des erzbischöflichen Palastes kriechen hannakische Bauern zu den Galerien empor, einer scheu hinter dem andern gehend auf den breiten Treppen, als stiegen sie auf einer Leiter zum Heuschober empor.

Die bäuerlichen Abgeordneten, die als schlichte Männer aus der Mitte des Volkes herausgerissen, zum Theil der deutschen Sprache nicht mächtig und durchaus ohne Bewußtsein von der Großartigkeit ihrer Stellung, auf einen erhabenen Platz geschleudert wurden, sie, die in Versammlungen von welthistorischer Bedeutung den Charakter harmloser Privatpersonen trugen, sind seit der Verlegung des Reichstages nach Kremsier mit dem Volksleben wieder völlig eins geworden. Sie wohnen bei den Bauern eines dicht bei Kremsier gelegenen Dorfes und kommen von dort re-

gelmäßig zu den Sitzungen in die Stadt, wie sonst wohl zu den Markttagen.

Wenn der österreichische Bauer einst aller seiner Lasten entwöhnt und unter den Stürmen einer großen Zeit zum Bewußtsein herangereift ist, dann wird sich der Geist dieser Völker, wie an einen Traum aus ihrer Kindheit an die hohen Hallen erinnern, in denen ihre Vertreter jetzt aus und eingehen. Sollte aber — was Gott verhüten wolle — die Freiheit in Oesterreich wieder sinken, auch dann wird er sich, wenn er wieder in der Furche hinter dem Pfluge herschreitet, noch daran erinnern, daß er einmal in diesem bischöflichen Palaste aus und einging, daß er auf roth ausgeschlagenen Stühlen hier im Lehnsaale saß, gerade als müßten nun zu ihm die Bischöfe und Ritter huldigend und zehntend kommen, und der österreichische Bauer wird sich dabei das Zeugniß geben können, daß seine Seele keusch und still und vom Hochmuthe gar fern geblieben ist.

Einer der bäuerlichen Abgeordneten, vermuthlich ein Slave, soll bei einem kurzen Aufenthalte in Wien etwas berauscht in eine Kaserne gekommen sein, um sich gegen die Ungarn anwerben zu lassen! Und in der That würde gewiß Mancher von ihnen

Oesterreich hoch zu Rosse besser vertreten, als auf den rothen Sesseln.

Vor Eröffnung der Sitzung, der ich in Kremsier beiwohnte, ließ ich mir die Häupter des Czechenthumes zeigen, das durch Riegers Rede über die Volkssouverainität die Aufmerksamkeit vorzugsweise auf sich gezogen hatte. Es hatte sich damals mit einem Glanze umgeben, der nicht ganz natürlich zu nennen war. Ueberall mit den böhmischen Abgeordneten zusammen sah man einen stattlichen blonden Sereschaner-Offizier, zu dessen vielen Dolchen und Pistolen im Gürtel die Brille im Gesichte einen eigenthümlichen Gegensatz bildete und der überhaupt ganz wie ein deutscher Student aussah. Im Reichstage nahm er einen für hohe Gäste an der Seite des Sitzungssaales selbst bestimmten Ehrenplatz ein. Als ein Haupt der Swornost war er vor wenigen Monaten aus Prag zu Jellachich geflohen, jetzt kehrte er als Sereschaner-Offizier auf Urlaub in seine Heimath zurück. Man muß gestehen, es liegt etwas Großartiges in dem Gange, den die Ereignisse in Oesterreich genommen haben, das sich oft an dem Geschicke der Einzelnen am deutlichsten zeigt.

Als ich in der Nacht auf den Bahnhof von Hullein

zurückkehrte, fand ich ihn dort wieder. Um ihn hatte sich in ehrerbietiger Entfernung eine kleine Schaar gerade auf dem Bahnhofe anwesender slavischer Landleute gesammelt, die neugierig seinen rothen Mantel, seine Dolche und Pistolen betrachteten. Ein alter Sergeant, der ihn als Diener zu begleiten schien, erzählte der aufmerksamen Gruppe die Schicksale des jungen Sereschaner-Offiziers, und pries ihn zugleich als einen der bedeutendsten slavischen Dichter und Redner.

„Vierhundert Gulden waren auf seinen Kopf gesetzt!“ rief er den slavischen Bauern noch zu, als sein Herr bereits den Dampfwagen bestieg, der ihn nach Olmütz und Prag weiter führen sollte.

# Inhalt.

Seite

An eine Dame in Frankfurt am Main . v

I.

Skizzen aus Böhmen, Ungarn, Ober- und Nieder-Oesterreich und Tyrol . . . 1

1. Böhmische Musikanten in der sächsischen Schweiz. Deutsche und österreichische Studenten. Der Wallfahrtsort Mariaschein . . . . 3
2. Böhmische Scenen . . . . . 23
3. Ein nationales Cassastück der böhmischen Gauner . . . . . 29
4. Prager Erinnerungen. Eine schöne Rathhausuhr . . . . . 37

Seite

5. Zwei brennende böhmische Dörfer. Der Zigeuner winkt nach Ungarn hinein . . . 39
6. Das Volk im Prater. Wiener Augenweide . 42
7. Umschau in Preßburg . . . . . 49
8. Der Vollmond über dem Weinberge der Matrone. Die Capuziner. Der Calvarienberg. Ungarische Christusköpfe. Eine Sage von Maria Theresia . . . . . 58
9. Die Slovaken . . . . . 63
10. Die Magyaren und die Zigeuner . . . 71
11. Die Deutschen und die Schulen . . . 76
12. Eine slovakische Stadt . . . . . 84
13. Auf der Donau bis Pesth. Hazardspiel auf der Donau. In Pesth . . . . . 89
14. Ein nationaler Aufzug im Regen. Ueber die Heide. Die fröhlichen Slovaken . . 96
15. Die kleine Dulderin aus Ulm. Der Tyroler Bacchus. Sonntagsfrühe auf der Donau. Anblick der Alpen . . . . . 101
16. Die Pferde-Eisenbahn und der Handwerksbursche. Gesang österreichischer Reiter . 106
17. Der weise Schiffer von Gmunden . . 110
18. Bilder und Zeichen am Wege. Eine wandernde steiermärkische Rindviehheerde . . 116
19. Das Mittagsmahl der Knechte . . . 123

Seite

20. Das Haus einer weisen Bäuerin . . 126
21. Der Schwabacher . . . . . 134
22. Baierische und österreichische Sabbathstille . 139
23. Der Hausirer von Schwatz . . . . 146
24. Ein Wirthshaus in Tyrol . . . . 149
25. Ein blauer See und ein schönes Schwesterpaar. Honoratioren und Wilddiebe . . . 154

## II.

Wien im October 1848 und im Belagerungszustande . . . . . 163
1. Latours Tod . . . . . 165
2. Umschau . . . . . 172
3. Auf Markt und Straßen . . . . 176
4. Ein Abenteuer . . . . . 181
5. Ein Werbezelt . . . . . 187
6. Der Reichstag . . . . . 191
7. Vor dem Ausbruche des Kampfes . . 198
8. Kampftage . . . . . 203
9. Eine weiße Fahne . . . . . 208
10. Auf der Universität . . . . . 217
11. Auf dem Stephansthurme . . . . 223
12. Belagerungszustand . . . . . 226
13. Hinrichtungen . . . . . 232
14. Schluß . . . . . 235

Seite

## III.

Weihnachten in Ungarn. 1848 . . . 239

## IV.

Eine Stadt in Mähren . . . . . 251

1